

Lebenserinnerungen aus der Froschperspektive

1923 bis 1983



Anneliese Gusenbauer



Diese ERINNERUNGEN AUS DER FROSCHPERSPEKTIVE wären ohne das Drängen meines Stiefsohnes Günter Gusenbauer wohl nicht geschrieben worden.
So seien sie ihm dankbar zugeeignet.

Lebenserinnerungen aus der Froschperspektive

Wo fängt das Erinnern an? Eigentlich muss ich bis zur Geburt zurückgehen, selbst wenn von den ersten drei Jahren nichts in mein Gedächtnis eingegangen ist, gelebt habe ich ja! So greife ich mit ein paar Sätzen auf das zurück was man mir erzählt hat. Für meine Eltern war dies noch Nachkriegszeit, der erste Weltkrieg war erst fünf Jahre zu Ende und lag noch immer, auch mit materiellen Auswirkungen, auf den Menschen. Eine Geldentwertung, also Inflation hatte eingesetzt und stieg in unvorstellbare Höhen. Diese Periode hat sich etwa über zwei Jahre hingezogen und irgendwann in jenen Monaten kosteten ein Paar Kinderschühchen zwei Millionen Mark. Und dies war noch nicht die Höchstmarke, denn zu dem mir Erzählten gehörte auch noch der Hinweis, dass man beim Lohnempfang sofort die notwendigen Käufe bedenken musste, denn am folgenden Tag hätte man nur noch einen Teil dafür erhalten. Auf dem Höhepunkt der Inflation war der Kurs für eine Goldmark 1 000 000 000 000 Billion. Für mich waren die teuren Kinderschühchen das Eindrücklichste was ich behalten habe. Was man mir sonst erzählte waren Geschichten, die für mich nicht allzu weit von Märchen entfernt waren.

Am 13. April 1923 bin ich – an einem Freitag – geboren, ein schwieriges fast mit Unglücksängsten behaftetes Datum. Dabei hat schon meine Geburt solchen Befürchtungen widersprochen: Ich kam ohne alle Schwierigkeiten bereits nach einer Stunde auf diese Welt und meine Mutter soll als erstes gesagt haben „war das alles?“. Nur die

Hebamme prophezeite: „Dieses Kind wird im Leben nicht viel festhalten, es liegt mit ausgebreiteten Ärmchen da.“

Wo fangen die Erinnerungen wirklich an? Mit Bruchstücken aus frühester Kindheit? „Aus der Froschperspektive“: das heißt auf gleicher Augenhöhe sein mit einem Geschehen, also sehr deutlich zu sehen, aber zugleich auch keinen Überblick zu haben. Dieser Unterschied trifft auf den räumlichen und den zeitlichen Abstand zu, denn mit ihnen verliert das Erlebte an Genauigkeit und wird unscharf, die Erinnerung wird gewissermaßen schon interpretiert. Erstes Erinnerungsbild: Ich bin auf einen Stuhl gestellt worden um ein Lied vorzusingen, das mir mein Vater beigebracht hatte. Jahre später merkte ich dann, dass es ein anspruchvolles Lied war, das ich in aller „Unschuld“ richtig zustande brachte „O Täler weit o Höhen...“ Wohl erst Jahrzehnte später habe ich mich gefragt, wie mein Vater diesen schwierigen Text in meinen dreijährigen Kopf gebracht hat: „...du meiner Lust und Wehen andächtig Aufenthalt...“ und was meine Zunge daraus gemacht hat.

Von da an galt ich als „musikalisch“ – habe damals wohl auch die Noten gelernt, kann mich daran aber nicht mehr erinnern. Ein zweites Erinnerungsbruchstück ist mein Wunsch beim Gehen nicht den Boden zu berühren, also auf der Luft zu gehen. Da mir dies (natürlich) nicht glückte, versuchte ich auf den Zehenspitzen zu gehen. Das gelang, brachte mir auch das sehnlich erwartete Lob ein. Und hier reißt wieder der Faden der Erinnerung, denn meine Eltern zogen um und ich kam in eine neue Umgebung mit Garten, Hausnachbarn und vielen Kindern. Viele Kinder, das hieß viele Spielkameraden zu haben und ich war so oft wie möglich dabei. Man tobte sich auf der Straße aus; ohne Risiko,

denn Verkehrsgefahren waren damals unbekannt. Kam wirklich mal ein Auto in Sicht, stand man und starrte ihm entgegen und nach. Und dann ging es wieder weiter mit Reifen, Ball, Kreisel, Klickern (Murmeln) usw., je nach Jahreszeit- auch diese gehörte zum Planen der Spiele. Eine erste Auto-Fahrgelegenheit bekam ich mit ca. 6 Jahren, als „Belohnung“, dass ich mir ohne Gezeter die Polypen hatte entfernen lassen. Der Arzt hatte schon bei der Voruntersuchung versprochen „ich fahre dann die Mama und dich mit dem Auto nach Hause“. Das konnte ich mir natürlich nicht entgehen lassen, was waren dagegen schon Polypen die aus der Nase gezwickt werden mussten. Bis zu meiner nächsten Autofahrt sollte es etwa zehn Jahre dauern.



Noch vor Beginn meiner Schulzeit gab es ein patriotisches Erlebnis. Eines späten Abends weckte mich mein Vater um mir, wie

er sagte, die Freudenfeuer zu zeigen, die ringsum auf den Höhen brannten „ Kind, heute ist die Französische Besatzung abgezogen“. Meine Heimatstadt Zweibrücken liegt in der Westpfalz und hatte als Folge des ersten Weltkrieges bis 1928 oder 1929 französische Besatzung, vorwiegend marokkanische Soldaten, denn Marokko war damals noch französische Kolonie. Seit 1939 bin ich nur noch

besuchsweise wenn auch oft dort gewesen – solange meine Eltern lebten. Jedoch seit 1950 bin ich in Tübingen polizeilich gemeldet.

1929 kam ich in die Schule zu einer hübschen jungen Lehrerin – auch eine Anfängerin – in einem schönen Kleid und lieb war sie auch. Wir haben sicher für sie geschwärmt, aber dieses Wort kannten wir noch nicht. Die vier Grundschuljahre verliefen wie üblich: ich lernte das A B C, das Einmaleins, wurde meistens gelobt, vertrug und stritt mich mit den Schulkameradinnen. Hatte fast alle Kinderkrankheiten, eben das Kinderübliche. Die Schule war damals noch

konfessionell getrennt: Katholische Klassen – Evangelische Klassen. Die katholischen Schüler lernten, dass nur sie den richtigen Glauben hätten. So kam einmal in einer Pause meine katholische Cousine auf mich zu mit den Worten: „Ätsch, du kommst in die Höll, dass haben wir heut in der Religionsstunde gelernt; alle Protestanten kommen in die Höll. Meine Antwort war: „So



dann kann ich dich ja auch verhauen, wenn ich doch in die Hölle komm“. Und fiel über sie her und schlug ein paarmal auf sie ein. Grundschule damals!.

1933 gab es eine entscheidende Änderung, womit ich nicht die sogenannte Machtergreifung durch Hitler meine, sondern den Übertritt in eine Höhere Schule. Es gab damals in meiner Heimatstadt drei Höhere Schulen: ein humanistisches Gymnasium, eine Oberreal-Schule und ein Mädchenlyzeum und nur dieses war für Schülerinnen

zugänglich. Vierzig Mädchen hatten die Aufnahmeprüfung bestanden und wurden in zwei Klassen aufgeteilt, bekamen eine Klassenlehrerin und der nächste Lebensabschnitt begann. Meine Klassenlehrerin war zugleich unsere Französischlehrerin und wirkte sehr freundlich und altmodisch. Beim Eintritt in die Klasse forderte sie mit entsprechender Handbewegung „elevez vous“, mes enfants» und nach unserem „Guten Morgen, Fräulein Reutter“ folgte „asseyez vous mes enfants». Die Schulzeit! Ein lebenslanger Quell der Erinnerungen, je länger desto ungenauer und verklärter. Einer Lehrerin muss ich noch besonders gedenken: eine schwäbisch-bayrische Pfarrerstochter; ihre Fächer: Deutsch, Geschichte, Erdkunde. Dazu ihre Bewunderung für den „Führer“ und ihr Fasziniert-sein vom „Heldentod“, der als Ziel eines Aufsatzes fast jede Note verbesserte. Sogar ein tödlicher Unfall in meiner Heimatstadt wurde bei mir zum Heldentod (Note 1!). Ihre Marotte, wenn sie die erste Stunde hatte ein Lied und wir schlugen dann nach rechtzeitiger Verständigung ein möglichst langes Lied vor, denn dieses verkürzte die nachfolgende Stunde. Aber zuerst kam noch das Gebet, auch dieses mit politischer Färbung:

Herr du wollest in dieser Zeiten Grauen,
die Heimat das Deutsche Vaterland tief in die Herzen uns bauen.
Gott lass uns wachsen, rein und groß einst hohen Amtes zu
walten,
des Deutschen Volkes lichterens Los in starken Händen zu halten.

So viel von den „Dichtungen“ der Zeit. Bei Dichtungen muss ich an den Lesestoff denken, den ich zu Hause bekam. Da waren die

Deutschen Götter- und Heldensagen und einmal wurde mir auch „Die Heilige und ihr Narr“, ich glaube ein spannender Bestseller jener Jahre, genehmigt, aber dann war Schiller der Dichter meiner Jugend. Für meinen Vater war Schiller ein großer deutscher Dichter und daraus zog er den Schluss, dass alles was er geschrieben hat auch schon die richtige Lektüre für ein 12 bis 14-jähriges Mädchen sei. Und so las ich in bunter Reihenfolge „Kabale und Liebe“, „die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, „die Räuber“ usw., bei Schiller ist die Auswahl groß und fesselnd.

Aber mein Vater wurde durch eine üble Sache tief getroffen: Eines Tages wurde er zum Leiter der Fabrik bestellt (mein Vater war Meister in der Zuschneide- Abteilung einer Schuhfabrik) und man informierte ihn, dass ein so hoher Auftragsbestand vorliege, dass alle versuchen sollten, ihre Leistungen so weit wie möglich zu steigern. Natürlich stellte man auch einen guten Zusatzverdienst damit in Aussicht. Selbstverständlich legten alle los und freuten sich am Zahltag über die gut gefüllten Lohntüten. Nach fünf oder sechs Wochen kam dann der Hammer. Die Betriebsleitung hatte festgestellt, zu was die Arbeiter fähig waren und erhöhte die Leistungsnorm. Mein Vater stand vor dem Zuschneidesaal wie ein Betrüger, der seine Kollegen reingelegt hatte und war davon so betroffen, dass er sofort kündigte, also einen Schritt ins Ungewisse tat.

Er fand zwar rasch eine andere Stelle in einer kleineren Fabrik, aber diese Beleidigung seiner Ehre hat er lange nicht verschmerzt und er erkrankte, ohne dass man diese Krankheit definieren konnte und erst

nach Jahrzehnten wurde mir klar, das mein Vater eine Depression gehabt hatte. Es begann für uns die schwierigste Zeit, einmal der gequälte Patient, zum anderen jetzt die Sorge um das tägliche Brot. Die wirtschaftliche Erholung hatte noch nicht genügend begonnen, Arbeitsplätze waren rar und wer vom Krankengeld leben musste, der wusste nicht, wie er die bescheidensten Bedürfnisse des Alltags bewältigen sollte: Das tägliche Brot, die Miete, Strom- und Gasrechnungen. Die Zweibrücker Stadtwerke, mit der Not der Zeit vertraut, stellten Haushaltsautomaten zur Verfügung, aus denen man mit einem Groschen oder einer 50-Pfennig Münze Gas und Strom kaufen konnte. Gas musste sein um kochen zu können, aber den Strom konnte man auch einmal durch eine Kerze ersetzen. So erlebten wir manche Abendstunde, die wir uns durch Singen aufhellten und auch der Patient, als dritte Stimme gebraucht, lebte dabei etwas auf, zumal seine Liebe der Musik gehörte. War solch ein Abend zu Ende, waren wir alle drei der Meinung, dass das Singen uns gut getan habe. Diese Notzeit wirkte sich für mich bis in die Schule aus. Stand ein Schulausflug bevor, der ein bisschen Geld kosten sollte, musste ich mich vom Ausflug abmelden, denn ein oder zwei Mark für eine Bahnfahrt oder ähnliches waren von 17 Mark Krankengeld pro Woche einfach nicht zu erübrigen, zumal meine Eltern einen Teil des Geldes auf die Seite legten, um am Ende des Monats keine Mietschulden machen zu müssen. Und noch eine kleine Episode an der dieser Mangel zu erkennen ist, die mir deshalb im Gedächtnis geblieben ist: Meine Banknachbarin war eine Metzgerstochter deren Pausenbrot immer ein Wurstwecken war. Eines Tages hielt sie ihn mir unter die Nase: „Riech

mal, machen wir nicht eine gute Wurst?!“. Ich brauchte eine Portion Charakterstärke, um nur „Ja“ zu sagen, ohne den Zusatz „lass mich mal beißen!“.

Ich weiß nicht mehr wie diese Zeit weiter und zu Ende ging, jedenfalls erinnere ich mich, dass ich 1936 in den großen Ferien nach Würzburg zu Onkel, Tante und Vetter fahren durfte. Auch dort machte ich noch einmal eine katholische Erfahrung, aber von der heiteren Art. Mein Vetter hatte zu irgendeinem Anlass einen Hausaltar geschenkt erhalten und kam nun jeden Morgen in mein Zimmer um mir die Kommunion zu erteilen. Er imitierte das Gemurmel eines Geistlichen, zündete eine Kerze an und als Höhepunkt und Schluss schob er mir eine Oblate in den Mund. Ein seltsames Erlebnis für eine protestantische Cousine, aber mein Vetter freute sich wegen der „Zeremonie“ über die Cousine bei der er sie anbringen konnte

Derweilen bahnten sich in unserem Land bedeutende politische Veränderungen an. Schon 1935 war das Saarland „heimgekehrt“, das heißt in einer Volksabstimmung hatten die Menschen sich entschieden, dass sie wieder zum deutschen Reich gehören möchten. Die ganze Abstimmung war propagandistisch toll vorbereitet und es war das erste und blieb das einzige Mal, dass ich den Propagandaminister Dr. Josef Goebbels erlebte. Mit seiner Eloquenz war er ein Rattenfänger! Mit dieser Entscheidung schien eine politische Energie freigesetzt worden zu sein, die viele Dinge ins Rollen brachte. Der wichtigste und wohl auch spektakulärste Entschluss war die Umwandlung der „Reichswehr“, einer im Versailles Friedensvertrag zugestandene

Truppe von Hunderttausend Mann, in eine richtige Wehrmacht mit zweijähriger Dienstpflicht und mit Wiederbewaffnung in allen Waffengattungen. Die Planung des Westwalls folgte bald.

Die geografische Lage von Zweibrücken war so, dass eine riesige Bunkerplanung die Stadt betraf und in wenigen Monaten fast nichts mehr war wie vorher. In das 20-Tausend-Einwohner-Städtchen strömten etwa gleich viele Bauarbeiter und dazugehörige andere Handwerksberufe, dazu Transportautos usw.

Wenn ich mich recht erinnere kamen ab 1937 Planungen für Manöver dazu und damit war die Ordnung der Kleinstadt total auf den Kopf gestellt. Für die Soldaten wurden Privatquartiere gesucht und niemand, der ein Zimmer oder ein Bett frei hatte, hätte zu einer Einquartierung nein sagen wollen. Als dann eines Tages der Quartiermacher läutete, hatte ich nur die Zusatzbitte, er möge einen musikalischen Soldaten schicken. Das klappte und wir bekamen einen jungen Lehrer als Gast, der am ersten Abend seines Daseins mich sehr lehrerhaft freundlich aufforderte: „Nun Anneliese, spiel mir mal was vor“. Ich begann mit der Einleitung der Sonate Pathetique von Ludwig van Beethoven und als er seine Sprache wieder gefunden hatte sagte er: „So gut spiele ich nicht Geige“ Beim ersten Wochenendurlaub brachte er von Zuhause – das war ein Ort in der Eifel – seine Geige und Noten mit. Damit begannen sechs Wochen glückhafter Feierabend-Konzerte. Auch in der Schule hatte man meine musikalische Begabung festgestellt und bei irgendwelchen Schulveranstaltungen wurde ich mit Klavierbeiträgen eingesetzt. Meine Note im Fach Musik wurde dadurch aber nicht besser, sie blieb bei „gut“ stehen.

Jetzt wieder zurück in den Sommer mit unserem Geige spielenden Junglehrer als Einquartierung.

Bald brachte mein Vater der eine Stelle als kaufmännischer Angestellter beim neu geschaffenen Heeresbauamt gefunden hatte, einen Kollegen mit, der nebenbei auch Sänger war und eine wirklich schöne Tenorstimme und ein gutes Repertoire an Schubert- und Wolf-Liedern hatte. Fast jeden Abend tönte nun aus unserer Wohnung Musik – und da es ein strahlender und heißer Sommer war bei geöffnetem Fenster- so dass wir auch die Nachbarn mit beglückten. Das schreibe ich ganz ohne Ironie. Da Radiogeräte damals noch ziemlich selten waren, war die Welt noch nicht mit Lärm überfüllt und die Nachbarn oft dankbare Mithörer. So etwa habe ich unsere sommerlichen Hauskonzerte 1937/38 in Erinnerung. Eine nahe Bekannte, eine Gesangsstudentin mit einer wunderschönen Sopranstimme kam noch dazu. Ihr Beitrag waren Opernarien und so boten unsere Abendkonzerte ein immer gut gemischtes Programm, denn dazu kamen ja noch die Violinbeiträge unserer Einquartierung: Vorwiegend die „lyrischen Stücke“ von Edward Grieg aus der Peer-Gynt-Suite. In ihnen schwelgten wir ganz besonders und noch heute wenn einmal in einem Rundfunkprogramm „Morgenstimmung“ oder „Ases Tod“. „Anitras Tanz“ und „In der Halle des Bergkönigs“ erklingen, wird in mir die Erinnerung an jene Abende wach: ein Kreis von fünf bis sechs lieben Menschen, erfüllt von Musik und – vorübergehend- zufrieden, ja vielleicht sogar glücklich. Der damalige Alltag war ja keineswegs erfüllt von ungetrübter Sorglosigkeit. Langsam, ich möchte fast vermuten mit dem Fortscheiten des Westwallbaues, wurden die

politischen Töne ernster, aggressiver. Die politischen Verlautbarungen waren propagandistisch aufbereitet, die partielle Aggression darin wohl dosiert, wobei man heute sich erinnern muss, dass hinter den Nachrichten wohl immer Propagandaminister Dr. Goebbels mit dem Rotstift stand. Die Rundfunkgeräte in den Haushalten nahmen zu, denn auf dem Markt war der „Volksempfänger“ zu erschwinglichem Preis, auch in Ratenzahlungen zu haben, der rasanten Absatz fand.

Dann die dosierten Sensationen: Die „Heim- ins- Reich Bewegung“ in Österreich; endlich wurde Adolf Hitler nun ein „wirklicher Deutscher“. Die nächste politische Krise wurde in der Tschechoslowakei provoziert und durch das Münchener Abkommen entschärft. Zuerst veränderten sich die Grenzen durch die Vereinigung des sogenannten Sudetenlandes mit dem Deutschen Reich und bald folgte die Tschechei (ohne Slowakei). Und da alles so gut klappte, konnte dieser „Volkswille“ per Radio uns, in der Froschperspektive, glaubhaft vermittelt werden.

Die wirtschaftliche Situation war gut geworden, alle wurden wieder satt und alle hatten durch die großen Projekte, Autobahn und Westwall, Arbeit und Brot. Wer sich über Jahre am Existenzminimum hatte durchwursteln müssen, merkte kaum, dass es nach und nach manche Dinge kaum oder nicht mehr gab. Deutschland war aus dem internationalen Währungsfond ausgetreten und konnte nur noch importieren, was es durch Exporte bezahlen konnte. Da aber Deutschland als hochindustrialisiertes Land reiche Kompensationsmöglichkeiten hatte, wurde daraus kein allgemeines Problem. Zudem wurde der Mangel durch den Glanz

„Großdeutschland“ wie es nun hieß, wettgemacht. Dazu kam als eine Art Belohnung „Kraft durch Freude“, ein Urlaubsprogramm für die arbeitenden Menschen. Es ist heute kaum mehr glaubhaft darstellbar, dass die Möglichkeit einer Urlaubsreise derart als Geschenk des Staates angesehen wurde was es ja teilweise war, obwohl die Teilnehmer auch etwas ansparen mussten.

Auch im Schulbetrieb gab es eine Änderung: der Samstag wurde schulfrei zu Gunsten eines HJ-Tages, die Frage ob man zum Dienst kam wurde dann natürlich genauer gestellt. Da ich als musikalisch galt, bekam ich eine Jungmädelsgruppe (10 bis 14-jährige) und hatte aus dieser gemischten Schar einen Chor zu formen. Es klappte einigermaßen, denn die Ansprüche waren gering.

Weitere „Abwechslungen“ für Zweibrücken waren die Besuche „hoher Tiere“ zwecks Inspektion des Westwallbaues. Ein besonderes Ereignis für die Schulen, denn wir wurden zum Spalierstehen abkommandiert. Natürlich freuten wir Schüler uns über ausfallende Stunden, aber teilweise war es auch eine Plage. Die hohen Herrschaften waren sehr unpünktlich und man stand ein bis zwei Stunden am Straßenrand bis endlich der Konvoi vorbeirauschte. Vielleicht hatten aber auch die verschiedenen, für das Spalier-Stehen verantwortlichen Stellen jeweils den angeblichen Zeitpunkt der Durchfahrt aus Sorge ums Gelingen von einer zur anderen Stelle vorgezogen. So standen wir uns die Beine in den Bauch bis endlich die Kavalkade schönster Mercedes-Wagen, damals noch eine absolute Rarität in unserer Kleinstadt herannahte und vorbeibrauste. Nachspiel am nächsten Tag: meist ein Schulaufsatz.

Etwas hätte uns zu denken geben müssen: plötzlich wurden Luftschutzübungen durchgeführt, an denen teilzunehmen Pflicht war. Ich lernte Stab- und Phosphorbrandbomben und ihre Bekämpfung kennen, musste mit der Gasmaske den Kriechgang üben und einen Erste-Hilfe-Kurs mitmachen. Dass wir jungen Teilnehmer dies mehr als Gaudi nahmen war vielleicht verständlich, aber ich erinnere mich an keine kritische Stimme von Erwachsenen. Nahm man die Zeichen nicht ernst oder hatte die ständige Erwähnung unserer Stärke und Verteidigungsbereitschaft die Gedanken und das Denken paralyisiert? Ich weiß es nicht, obwohl die Anzeichen immer deutlicher wurden. Tenor: Die Bedrohten sind wir, denn jetzt kam Polen ins Visier als ein Land, das uns nicht in Frieden leben lassen wollte, obwohl wir nur die „berechtigte Rückgabe des Korridors“ – früher Westpreußen forderten.

Bis zum 1. September 1939 war noch Friede und in diese Zeit fiel die Abschlussprüfung am Mädchenlyzeum. Die Weltgeschichte rückte in



den Hintergrund, man schrieb Prüfungsarbeiten und wurde mündlich abgefragt und als dieses überstanden war, war die Schulabschlussfeier das Ereignis.

Unmittelbar danach mussten wir ein „Pflichtjahr“ antreten und das hieß einen Haushalt mit mindestens vier Kindern finden, der unsere Hilfe wünschte; monatliches Taschengeld 5 RM (Reichsmark) Ich fand eine sehr nette Familie mit fünf Kindern zwischen drei und neun Jahren und es machte mir Spaß

und ich lernte etwas. Danach sollte mein Lebenslauf an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Mannheim seine Fortsetzung finden, denn ich sollte und wollte Musik studieren.

Aber die Weltgeschichte geriet in immer größere Beschleunigung und bereits am 25. August 1939 erhielt mein Vater seine Einberufung in eines der großen Westwallwerke um Zweibrücken und die Bevölkerung – also wir – den Evakuierungsbescheid für den 29. August. Es war alles toll organisiert: Für die kranken, alten oder sonst wie zu berücksichtigenden Leute standen Autos oder richtige Personenzüge bereit, während wir, das Gros der Bevölkerung in Güterzügen, die allerdings mit Sitzbänken versehen waren verfrachtet wurden. Erster großer Kummer der plötzlich heimatlos gewordenen Menschen: Tiere durften nicht mitgenommen werden. Das war zwar einzusehen aber weh tat es doch, die geliebte Katze oder den kleinen Vogel einfach zurücklassen zu müssen. Hatten sie noch so viel Instinkt um eine Überlebensstrategie zu finden oder würden sie verhungern, verdursten? Unser Güterzug rollte zunächst einem uns unbekanntem Ziel entgegen und als wir angekommen waren, waren wir in Weinheim an der Bergstrasse. Auf dem Bahnhof warteten (alles war bestens organisiert) unsere Quartiergeber für eine Nacht: Freundliche Leute, ein freundliches Haus, ein gutes Abendessen. Was uns verblüffte war die Frage: „Sprechen Sie noch Deutsch“? „Ja was denn sonst?“ Und wir erfuhren, dass man auf „französisch“ gefasst gewesen war, da es von Zweibrücken bis zur Grenze doch nur etwa 10 Kilometer seien. Nun, wir sprachen außer Deutsch auch Pfälzisch und da man auch in

Weinheim noch „Pälzisch“ schwätzte war genügend Kontakt hergestellt.

Weinheim war nur eine Zwischenstation, am nächsten Tag ging es weiter mit jetzt ungenauem Ziel. Es wurde eine lange Fahrt und die Namen der Stationen die wir passierten sagten uns nichts mehr. Aber schließlich kamen wir irgendwo im Ruhrgebiet an ein zweites Ziel, wo wir eine Woche bei einer netten Witwe ein Unterkommen fanden. Inzwischen hatte der Krieg begonnen, der Ernstfall war eingetreten. Das Deutsche Heer überrannte Polen in drei Wochen und es war ein so totaler und für das Land schrecklicher Sieg, dass wir uns eigentlich hätten fragen müssen, ob Polen die vorausgegangenen angeblichen Provokationen wirklich riskiert hatte, denn ganz uninformiert über den Rüstungsstand Deutschlands konnte es ja nicht gewesen sein. Hatte es so fest auf seinen Dreierbund mit Frankreich und England vertraut? Damals schlich sich ein Ohrwurm in unser Gedächtnis: die wirklich aufhorchen lassenden Anfangstakte der Sinfonischen Dichtung „Les Preludes“ von Franz Liszt wurden Bestandteil unseres Gedächtnisses. Diese Melodie war die Kennung für eine Sondermeldung. Aber der Sieg in Polen war nur ein Vorspiel für Deutschland. England und Frankreich dachten nicht daran aus der Niederlage Polens für sich einen raschen Frieden zu gewinnen. Am 3. September 1939 erklärten uns beide Länder den Krieg. Der wirkliche Ernstfall sollte aber im Mai 1940 kommen.

Aber zurück in die Froschperspektive. In unserem Ruhrstädtchen wurde ein neuer Reiseplan ausgegeben und es ging nach Thüringen, nach Kronach, der Endstation dieser Evakuierung. Wieder eine nette

Gastgeberin mit Sohn, der Mann war auch schon eingezogen. Sie und meine Mutter verstanden sich gut und führten bald den Haushalt gemeinsam. Der Sohn und ich gingen in die Pilze und brachten meist eine gute Ernte heim. Dazu lernten wir Thüringer Klöße kennen, eine Köstlichkeit! Wir lernten sie nicht nur kennen sondern auch herstellen. Wichtig: Die geriebenen und geschwefelten Kartoffeln mit einer Spezialpresse ganz trocken auspressen, das sich absetzende Kartoffelmehl in den Teig rühren, dicke Klöße formen und sie ca. 20 Minuten in kochendem Wasser sieden lassen.

Kronach und Thüringen waren nach meiner Erinnerung das Zielgebiet für uns Evakuierte aus der Westpfalz. Wer allerdings Verwandte oder Freunde im „übrigen“ Reich hatte und dort unterkommen konnte, bekam die Möglichkeit –das Geld oder die Fahrkarten- zum gewünschten Zielort. Die Evakuierung war so kurzfristig angeordnet worden, dass nicht alle sich vorher mit Geld hatten versorgen können. Zudem hatte die überraschende Einberufung der Männer die Lohn- und Gehaltszahlungen verzögert. Für meine Mutter und mich gab es keine Probleme und wir konnten zu unserem Wunschziel Würzburg aufbrechen. Für meine Mutter war es das endgültige Ziel, für mich nur eine Zwischenstation, denn ich hatte von der Mannheimer Musikhochschule und von meinem dortigen Klavierlehrer den Bescheid erhalten, dass ich am 1. Oktober 1939 mit dem Studium beginnen könne. Die Eltern meiner Mutter waren bei der Familie des Sohnes untergekommen und es schien uns ganz selbstverständlich ebenfalls Würzburg als unser Ziel zu wählen. Was es bedeutete in einer nicht besonders geräumigen Wohnung zusätzlich vier Personen

unterzubringen, hatten wir uns gar nicht überlegt. Für meine Mutter war es das Endziel, mein Endziel war Mannheim., wo ich mein Musikstudium beginnen sollte. Mein Klavierlehrer und seine Frau hatten ein freies Zimmer das sie mir gegen 20 Mark Miete und kleine, genau geregelte Mithilfen im Haushalt überließen. So war ich ab 1.Oktober 1939 in Mannheim gemeldet, was Vorschrift, aber wegen der inzwischen eingeführten Lebensmittel- und Kleiderkarten auch notwendig war. Die Zuteilungen waren gut ausreichend und bereiteten noch keine Sorgen oder Ängste. Es gab sie auch als sogenannte Reisemarken in kleinen Stückelungen zu 10 oder 50g Werten, so dass man sich auch kleine Mengen z.B. Brötchen oder ein Stück Kuchen (5g Fett, 50g Brot) usw. leisten konnte. In den meisten Gaststätten gab es ein Stammessen ganz ohne Marken. Ich aß in der Mensa der Hochschule, wo die Portion billig und reichlich war und nur wenig Marken kostete oder markenfrei war. Billig, das war für mich (und andere) ein wichtiges Wort, denn woher sollte ich das Geld nehmen! Aber ein Gesuch an die in Zweibrücken verbliebene Restverwaltung half mir weiter; ich erhielt monatlich RM 50.- und nach Bezahlung meiner kleinen Miete blieben mir RM 30.-Ich kam damit aus.

Inzwischen war mein Vater vorerst bei der Wehrmacht entlassen, – im Westen tat sich ja noch nichts- und mit seinem Amt nach Darmstadt kommandiert worden. Nachdem eine Unterkunft gefunden war, kam auch meine Mutter in die noble Residenzstadt des ehemaligen Herzogtums Rheinhessen und wenn ich am Wochenende von Mannheim kam, war die Familie komplett, machte Spaziergänge in den Odenwald und fühlte sich wohl.

Der Krieg machte Pause bis zum Mai 1940 und nach Ende des Frankreich- Feldzuges, der kaum länger als der Krieg gegen Polen gedauert hatte, durften die Evakuierten wieder nach Hause, wo alles noch wie vor Kriegsbeginn unversehrt war. Neun Monate war die Stadt unbewohnt, also leer gewesen und sie sah schon richtig „zugewachsen“ aus. Zwischen allen Ritzen und Steinen spross Unkraut, wilde Blumen blühten, aber nach ein paar Tagen war sie wieder die altgewohnte Stadt und das Leben konnte zur Normalität zurückkehren. War es die altgewohnte Normalität? Durch den Bahnhof rollten Züge mit französischen Kriegsgefangenen oder, in Gegenrichtung, deutsche Truppen zur Ablösung der dortigen deutschen Besatzung.

In der Zeitung erschienen Anzeigen von gefallen Soldaten, und wenn die Verluste auch noch nicht hoch waren, so war doch jeder Tote einer zuviel – und man kannte die meisten ja in der Kleinstadt. Wenn einem eine Frau in Trauerkleidung begegnete, gab man betroffen die Hand und war schrecklich um Worte verlegen.

Und noch etwas fehlte: die Tiere. Kein Hund, keine Katze, die bei der Evakuierung zurückgelassen werden mussten, waren zu sehen. Wo waren sie geblieben? Was war mit ihnen geschehen? Das Vieh von den umgebenden Dörfern war separat evakuiert worden. Aber hier kann ich nur wiedergeben, was man so hörte.

Meine Mutter sorgte sich nach der Rückkehr zuerst um unsere beiden Gärten, denn dass Gemüse und Kartoffeln jetzt wichtiger wurden, stand fest. Ich lebte wieder in Mannheim, war eine fleißige Studentin und übte täglich drei Stunden. Das war nach der Vorstellung der Hochschule die Mindestzeit, aber für Auswärtige auch das Maximale,

denn man hatte dafür sogenannte Übzimmer zur Verfügung. Die wurden natürlich auch von anderen Studierenden begehrt und gebraucht. In allen Kursen überwogen die Studentinnen, denn die männlichen Studierenden waren fast alle Soldaten geworden, bekamen aber in jenen noch ruhigen Kriegsmonaten 1-3 Monate Studienurlaub, vor allem wenn sie schon kurz vor dem Abschluss standen. In einem öffentlichen Konzert mussten sie sich dann vor Publikum beweisen. Daneben gehörten interne Vorspielabende zum Hochschulalltag, stets natürlich vor kritischem Publikum.

Die Hochschule war ein prächtiger Bau und hatte einen schönen und akustisch guten Konzertsaal. Sie war „früher“ einmal eine Bank gewesen – vielleicht eine jüdische Bank? Als ich in ihr ein und ausging schien dies vergessen und war nie ein Fragegegenstand. In dem vornehm zu nennenden Ambiente fühlten wir uns wohl und nahmen es als selbstverständlich. Zudem hatten wir wirklich viel zu arbeiten: täglich 3 – 5 Stunden Üben bedeutete einen halben Tag. Dazu kamen die Theoriefächer, die alle richtige Lernfächer waren. Hier muss ich mich jetzt einmal an die Lehrer erinnern, die uns unterrichteten. An erster Stelle steht Prof. Martin Schulze, mein Klavierlehrer aus Freiberg in Sachsen, ein ausgeglichener und sehr genauer Künstler und Pädagoge, bei dem ich schon in meinem letzten Schuljahr Unterricht hatte und der mir in der Evakuierung das hilfreiche Angebot gemacht hatte, mit einer kleinen Au-Pair-Verpflichtung zu ihm und seiner Frau zu kommen. Dann Prof. Dr. Friedrich Noack, zuständig für die Fächer Musikgeschichte, Gehörbildung, Stimmbildung und Akustik. Gerade letzteres Fach sollte in meinem späteren Beruf (4 Jahre danach) wichtig

für mich werden. Er war ein gütiger Mensch, der in meinem letzten Studienjahr auch mein Lehrer für Chorleitung wurde. Bei Prof. Wilhelm Petersen, einem stillen und feinen, älteren Herrn hatte ich Harmonielehre und Kontrapunkt, bei dem ich mich unter anderem im Schreiben von Fugen üben musste. Ich war bei ihm Einzelschülerin denn Kontrapunkt war kein Pflichtfach. Mir bedeuteten diese Stunden viel und ich drang immer tiefer in das kunstvolle Geflecht der Fugen ein. Zudem war er der Anthroposophie verbunden und geprägt von dieser Weisheitslehre. Bei ihm ahnte ich etwas von der Vielschichtigkeit unserer Existenz, unserer Seele. Ich machte meine Aufgaben immer fleißig und richtig aber eine Komponistin wurde ich natürlich nicht. Ich war eine fleißige, brave, begabte Studentin, nicht mehr. Das waren also meine drei wichtigsten Lehrer – aber eines Sonderlings muss ich noch gedenken, der uns oft erheiterte. Sein langer und klangvoller Name war Roderich von Moisisovich-Mosvar , sein Fach: Musikanalyse und man konnte ihn zufrieden stellen, wenn man in einer Komposition viele harmonische Querverbindungen und Ableitungen entdeckte. Nun wir machten ihm die Freude, denn aus jeder Querverbindung ergibt sich die nächste- und die nächste und die dritte... usw. Prof. R.M.-M. lobte uns und wir hatten bei ihm gute Noten. Über die Genannten kann ich zusammenfassend sagen: alle waren ausgezeichnete Lehrer und freundliche, gute Menschen. Es gab auch einige Stars an der Hochschule. Der Erste der Pianisten: Prof. Laux; ein Erster unter den Cellisten: Prof. Spitzenberger, jung sehr gut aussehend, fabelhaft auf seinem Violoncello, der Schwarm der Hochschule– im letzten Kriegsjahr wurde er noch an der Front

verschlissen. Die Tage liefen alle gleich ab, einem Thema mit Variationen nicht unähnlich. Ich hatte nette Mitstudierende, aber die Kontakte blieben begrenzt, denn alle hatten zu arbeiten. Und die Abende waren eingeschränkt durch Konzert- und Opernbesuche und sehr merkbar durch die seit Kriegsbeginn befohlene Verdunkelung, eine fast gespenstische Sache. Wer kann sich heute noch vorstellen, durch eine Straße, eine Stadt zu gehen, die rabenschwarz ohne den geringsten Lichtschimmer ist. Die wenigen Autos hatten an ihren Lampen nur noch Sehschlitze; die Straßenbahnen, die Häuser: schwarz, fast nur zu ahnen und bei Nebel verschwunden. Den Nachhauseweg zu finden war manchmal schwierig und nicht risikolos: zu fallen, sich irgendwo zu stoßen, mit jemand anderem zusammen zu rennen Auf einem solchen Heimweg stieß ich einmal mit voller Wucht auf einen Laternenpfahl und hatte tagelang eine blaue Schramme quer über das Gesicht.

Nach zwei Studienjahren bekam ich einen Nebenjob in einer Schule für Kindergärtnerinnen und Sozialhelferinnen, übernahm zwei mal zwei Stunden in der Woche das lehrplanmäßige Chorsingen und verdiente damit mein erstes Geld: circa 120.- RM im Monat! Ich begann unabhängig zu werden.

Damals hörte man über Mannheim und sicher über vielen anderen Orten das Aufheulen von Kampfbombern, die den Angriff im Sturzflug übten. Natürlich imponierte zunächst der Mut, mit dem sich die Flieger – Stukas genannt – in die Tiefe stürzten, um dann die Maschine wieder in die Höhe zu ziehen, aber es wirkte unheimlich angsterregend beim Nachdenken, dass einmal so die „Anderen“ über uns kommen könnten.

Zu meinem Nebenjob gehörte auch zweimal in der Woche eine nächtliche Brandwache, denn die Schule war in einem historischen Stadtpalais untergebracht, das auch eine kostbare Bibliothek enthielt. Dieser Bibliothek vor allem galt die Brandwache von jeweils drei Lehrern der Schule. Nach jedem Fliegerangriff hatte man sofort zur Schule zu laufen um eventuell beim Löschen zu helfen und die Bücher zu retten. Und eine solche Nacht kam dann auch einmal. Mit Schutzanzug und Helm, die Gasmaske in der Hand, rannte ich los durch brennende Straßenzüge. Das Palais brannte unrettbar nieder, aber die Bibliothek wurde von uns gerettet.

Mein Vater war schon bald wieder eingezogen und in der Eifel stationiert worden, wo er für französische Kriegsgefangene zuständig war , die überwiegend bei Bauern und auch in einem Kloster zur Mitarbeit eingesetzt waren. Ich bin absolut sicher, dass sich mein zutiefst menschlicher Vater gut um sie, ihre Unterkunft und ihre Verpflegung kümmerte. Später sollte es ihm in einem französischen Lager auch gut gehen. Sonst weiß ich nur Weniges aus dieser Zeit in der Eifel, die er bis dahin nicht gekannt hatte, die ihm aber so gut gefiel, dass wir nach dem Krieg dreimal eine kleine Reise dahin machten.

Damals hörte man nicht so oft Nachrichten voneinander. Die Post war verlangsamt, denn sie musste den Umweg über sogenannte Feldpostnummern nehmen. Zudem wollte mein Vater viel dringlicher wissen, was seine Tochter in Mannheim tue: Wie viel Klavier sie übe, was sie weiter zu lernen habe usw....Es war ein briefliches Hin- und her, denn Telefone waren noch längst keine Selbstverständlichkeit.

Man stelle sich Komplikationen heute, im Zeitalter der Handys vor! Nun zu lernen hatte ich genug. Pflichtfächer waren: Harmonielehre, Formenlehre, Akustik, Schlüsselspiel, Vom-Blatt-Spiel - ja sogar Gymnastik! Nicht Gymnastik im sportlichen Sinne: ein Ballett-Lehrer hielt die Stunde und fand für uns immer einen Mittelweg, denn einmal fehlte bei uns Fachfremden die tänzerische Begabung und andererseits musste darauf geachtet werden, dass wir nicht durch Beschädigung die Finger gefährdeten, denn sie waren das Grundkapital unserer Berufsziele.

Inzwischen war der Krieg todernst geworden. Deutschland hatte 1941 den Russlandfeldzug begonnen, Skandinavien war besetzt worden mit Ausnahme von Schweden, die Luftangriffe begannen und auch die Natur schien in eine Art Ausnahmezustand zu geraten: Die Winter wurden immer kälter und die Zuteilung an Brennmaterial immer geringer. Aber wie grimmig die Menschen auch in den „Feindländern“ litten, haben wir erst später erfahren. Im belagerten Leningrad heute wieder St. Petersburg verhungerten die Menschen zu zigtausenden und im russischen Winter erfroren auch deutsche Soldaten. Doch immer auch wieder besondere Heldentaten die uns als Sondermeldungen mit den Einleitungstakten von Franz Liszts „Préludes“ den Glauben an den Endsieg beleben sollten. Dann kam auch noch der Afrikafeldzug dazu und mit ihm der Heldenbericht über Generalfeldmarschall Rommel und sein Afrikakorps. Damals kam folgender Witz, oder besser eine „Scherzfrage“ auf: Ein Lehrer hat eine große Landkarte aufgehängt und zeigt den Schülern wo deutsche Soldaten stehen: In fast allen

europäischen Ländern und übers Mittelmeer bis nach Nordafrika. Dann zeigt er auch noch auf Deutschland das in diesem Panorama nicht viel mehr ist als ein Punkt. Da steht ein kleiner Junge auf und fragt ganz ratlos: „Ja Herr Lehrer, weiß denn der Führer, wie klein Deutschland ist?“

In Deutschland selbst war längst Fliegeralarm zur nächtlichen Angst geworden. Wenn die Sirenen heulten packte man seine paar vorbereiteten Habseligkeiten und rannte in den Keller oder in den nächsten Bunker. Die Nächte wurden zu einem Schrecken ohne Ende, wer konnte, zog irgendwo hin aufs Land. Auch mein Klavierlehrer und seine Frau, die im Neckartal einen Besitz hatten, verließen die Stadt. Bald verließ auch ich Mannheim nachdem ich ein Zimmer in Edingen gefunden hatte und kam so zu nächtlicher Ruhe. Dafür wurde der tägliche Weg in die Hochschule komplizierter. Die Neckartalbahn, eine Vorortbahn erreichte meist nur unpünktlich das Ziel Mannheim und so zog ich nach einem Jahr wieder zurück in die Stadt und zwar in die Mannheimer Haupt- und Prachtstraße „Die Planken“, nahe am Wasserturm. Es war kein guter Entschluss von mir, und gegenüber Herrn und Frau Schulze undankbar.

Ich hatte fast schon vier Jahre meines Studiums hinter mir, im November 43 sollte das Staatsexamen sein. Davor aber gab es noch einen rechten Glücksfall: Die Hochschule wurde mit Solisten, Chor und Orchester zu einer Konzertreise nach Italien eingeladen um in acht verschiedenen Städten die Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach aufzuführen.

Kurz vor
Beginn
dieser Reise
sah es für
mich
allerdings
so aus, als
müsste ich



darauf verzichten. Meine Mutter hatte in Zweibrücken eine Mitteilung, eine Art Einberufung zur Arbeit in einer Fabrik erhalten. Sie hatte Widerspruch versucht, indem Sie auf zwei schwere Operationen hinwies, die sie hinter sich hatte. Daraufhin schickte man sie zum Vertrauensarzt zur Beurteilung. Der war ein stadtbekanntes Ekel, bei dem man erst kurz vor dem Tode ein Krankenattest bekam. Also wurde auch meine Mutter für arbeitsfähig erklärt und trat in eine Fabrik ihre Arbeit an, bei der sie an einer Maschine stehend irgendwelche Werkstücke mit einander zu verbinden hatte; acht Stunden lang! Am nächsten Tag war sie mit großen Schmerzen arbeitsunfähig und musste liegen. Es sah so aus, als müsste ich auf die Teilnahme an der Italien Reise verzichten, um sie zu pflegen. Natürlich war ich unglücklich. Aber ich musste nicht verzichten, denn ihre Mutter –meine Großmutter– kam täglich, um für sie zu sorgen, und auch eine Hausnachbarin war rührend hilfreich. Ich schäme mich noch heute über diese egoistische Lieblosigkeit, aber alle Mitwirkenden waren voller Vorfreude und „Italien“ war ein Zauberwort.

Es wurde für alle ein großes Ereignis. Ich erinnere mich noch an die Städte Bergamo, Brescia, Triest, Perugia, Venedig, wo unser Konzert im herrlichen Teatro Fenice stattfand und schließlich Rom, wo ich einen Bekannten traf, der mich ins nahe Frascati einlud, wo ich den köstlichen Wein kennen lernte. Nach unserer Rückkehr kam als erfolgreicher Abschluss eine Rundfunkaufnahme im Sender Frankfurt dazu: meine erste Berührung mit dem Rundfunk!

Im Oktober 1943 begann dann das Staatsexamen, das durch einen Fliegerangriff einen schlimmen Akzent erhalten sollte. Bei diesem verbrannten meine sämtlichen Bücher, Hefte und Unterlagen und da auch die Hochschule in einer Nacht mit allen Materialien und Instrumenten zerstört worden war, blieb mir nichts anderes übrig als sozusagen den Kopf in die Hände zu stützen und nachzudenken über alles, was ich studiert hatte. Ich weiß nicht mehr wie, aber das Staatsexamen ging gut. Trotz der Zugprobleme, ich musste ja jetzt täglich zwischen Zweibrücken und Mannheim pendeln, brachte ich alles mit guten Noten hinter mich, nur meine Orgelprüfung musste ausfallen, es war keine Orgel mehr da. Dieses Instrument hatte ich etwa ab 42 dazugewählt, weil die pianistische Ausbildung es nahe legte. Lediglich das Pedalspiel musste ich noch auf die „Reihe“ bringen, was aber kein Problem war.

Eines war nach dem Examen klar, die Frage „Was wird jetzt aus mir?“ Das Risiko, dass irgend eine Stelle vom Ende meines Studiums erfuhr und ich zu einem Kriegsdienst verpflichtet würde war groß. Das konnte Kriegsindustrie sein oder aber Luftwaffenhelferin. Beides war für Klavierhände nicht günstig.

Bereits im Jahr 1942 hatte man während der Sommerferien vier Wochen Kriegsdienst zu machen, konnte aber versuchen selbst eine solche Stelle zu finden. In meiner Heimatstadt Zweibrücken fand ich sie und zwar in der Schuhfabrik Dorndorf. Ich erhielt eine Arbeit, die man in einer Minute „beherrschte“: ich hatte an den Schuhschäften die von der Stepperei kamen, also an den Oberteilen der in Herstellung befindlichen Schuhe, die überstehenden Steppfäden abzuschneiden, damit sie in die weitere Fertigung gegeben werden konnten. Der weitere Weg war, ein wenig pauschal beschrieben, so: die Schäfte kamen über Leisten und wurden mit einer Brandsohle verbunden „eingezwick“, darauf kamen dann die Sohlen in verschiedene Ausführung, je nach ihrem späteren Gebrauch entweder genagelt, handgenäht, oder geklebt. Wenn zuletzt der Absatz drankam waren sie fertig, wurden auf Hochglanz gebracht, etikettiert und verpackt. Meine Restfäden–Schnippelei war eine stupide Arbeit, aber zufällig saß hinter mir eine Stepperin, die stundenlang den Schlager summt „es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai“. Einen Lohn bekam ich für meine Arbeit nicht, aber man wollte mir ein paar Schuhe machen, wenn ich unter den Lederresten geeignete Stücke finden würde. Ich fand Silber- und schwarzes Lackleder und die Reste reichten für ein paar „Traumschuhe“.

Mein Vater war seit 1942 wieder eingezogen und in Trondheim in Norwegen stationiert, halbzivil bei der OT (Organisation Todt) für Material und Transport zuständig. In seinem Vorgesetzten fand er einen guten Kollegen und es entstand eine Freundschaft, die bis zum Tode hielt.

Und dieser Vater hatte nur die eine Sorge, dass seine Tochter Luftwaffenhelferin werden müsste. Diese Luftwaffenangehörigen waren seiner Meinung nach keine „ordentlichen“ Mädchen, wobei er just übersah, dass es die Männer waren, die die Mädchen vom Pfad der Tugend abzubringen versuchten. Nun die Sorge war gegenstandslos, denn ich erhielt im Sommer 1943 völlig überraschend eine Anfrage vom HJ-Obergau Pfalz (Hitlerjugend), ob ich nach meinem Examen nicht als Jugendmusikreferentin die Rundfunk-Spielschar beim Reichssender Saarbrücken übernehmen wolle, deren Leiter einrücken müsse. Ich war überrascht, fast erschrocken, woher wusste der HJ-Obergau, dass ich Musik studiert hatte und im Examen stand? Seit 1939 mit der Evakuierung meiner Heimatstadt und seit meinem Studienbeginn in Mannheim, war mein Kontakt zu HJ/BdM beendet, meiner Meinung nach. Ich hatte zu dem angebotenen Berufsweg keine Lust, aber einmal Kontakt aufnehmen musste ich. Als ich dann verabredungsgemäß nach Saarbrücken kam, war im Hof des Rundfunks die Spielschar angetreten und stand zu meiner Begrüßung stramm! Oh Schreck, das war nicht nach meinem Geschmack, wo ich nicht einmal das Sportabzeichen geschafft hatte. In meiner Antwort teilte ich dem Obergau mit, Saarbrücken hätte mich nicht überzeugt. Die Antwort darauf kam rasch und zwar aus Berlin von der Reichsjugendführung: Meine Gründe habe man zur Kenntnis genommen und biete mir an zur weiteren Information zwei Wochen nach Prag zu fahren um dort meine Meinung zu prüfen, da es in Prag eine hervorragende Rundfunkspielschar gäbe.

Prag !! ich konnte es fast nicht fassen! Bei meiner Reise nach Prag sollte ich den Umweg über Berlin nehmen zwecks Vorstellung in der Reichsjugendführung. An der Hochschule in Mannheim wo ich noch nicht abgemeldet war, waren noch Semesterferien und ich hielt es deshalb nicht für nötig, meinen Klavierlehrer Prof. Schulze von der ganzen Sache zu unterrichten. Dass er nach meiner Rückkehr gekränkt, ja zornig war hätte ich einsehen müssen, aber der Gedanke an Prag hatte mich total in Beschlag genommen.



Bei der Abfahrt in Zweibrücken weinte meine Mutter und ich strahlte voller Vorfreude. Berlin lernte ich nur per U-Bahn kennen, meldete mich in der Reichsjugendführung, wo ein kameradschaftliches aber noch unverbindliches Gespräch stattfand, bei dem man mir sogar eventuell in der Uniformfrage entgegen kommen wollte nachdem ich erklärt hatte, also „Wenn ...“ käme für mich nur die gehobene Uniform in Frage, in der üblichen BdM-Kluft (Rock, Bluse, Knoten, Kletterweste) lief ich nicht mehr herum. Auch das gestand man mir zu, obwohl ich nie den erforderlichen Rang erreicht hatte. Bei meiner bombenreduzierten Garderobe war das eine starke Versuchung.

In Prag kam ich an und war voller Spannung und Neugier auf etwas Neues; voll jugendlichem Optimismus und Egoismus. Bei meiner Ankunft am Abend wurde ich von meiner vorübergehenden Chefin - Hilde Schmid- abgeholt. In einem „Frauenheim“ – Zutritt für Männer verboten- hatte sie ein Zimmer für mich gefunden und nachdem ein



Informationsprogramm für mich festgelegt worden war konnte meine Lehrzeit beim Rundfunk beginnen. Am nächsten Morgen betrat ich erstmals das tschechische Funkhaus und erhielt im „deutschen“ 6. Stock meinen Schreibtisch. Neben der Leiterin Hilde Schmid gab es noch die tschechische Sekretärin Jirina Nowotna, eine freundliche zum Lachen und Plaudern aufgelegte 28-jährige mit perfekten Deutsch- und Schreibmaschinenkenntnissen. Ferner musste ich noch dem deutschen Intendanten Herrn Thürmer vorgestellt werden und lernte einen „obersten Chef“ kennen ohne zu ahnen, was für ein hohes Tier solch ein Intendant ist; das merkte ich erst drei oder vier Jahre später beim Südwestfunk. Von Herrn Thürmer ging Freundlichkeit und Teilnahme aus. Als dieser ganze Anfang überstanden war, machte mich Hilde Schmid mit den Programmaufgaben ihrer Abteilung bekannt und fand für mich Möglichkeiten zur Mitarbeit. Ich erlebte den Ablauf einer

Sendung mit Bandaufnahme, lernte Mikrofone und Magnetofone kennen – alles letzte technische Neuheiten. Ich war sehr beeindruckt. Dann die Lichtsignale: Rot ist Sendung, Eintritt verboten, grünes Licht: Mikrofone offen usw. Die Lage des tschechischen Funkhauses war und ist noch heute zentral oberhalb des Nationalmuseums am Wenzelsplatz. Es gab aber auch ein kleineres deutsches Funkhaus in Karolinenthal als Ausweichlösung für zerstörte Funkhäuser in Deutschland. Die Titelanzeige lautete: „Sendergruppe Böhmen-Mähren, Prag, Brünn, Mährisch-Ostrau“ Mein Arbeitsplatz blieb im tschechischen Funkhaus, der Aufenthalt dauerte 14 Tage.

Bei Rückkehr fand ich in Mannheim einen verstimmt Klavierlehrer, er hatte sich meine Zukunft anders vorgestellt: Ich sollte Klavierlehrerin in Zweibrücken werden zwecks musikalischer Bildung der Kinder. Für mich ein schrecklicher Gedanke. Zunächst aber drohte mir wieder irgend ein Kriegseinsatz, denn in Prag hatte sich keine Chance zu einem interessanten Berufsbeginn ergeben. Ich war in einer rechten Zwickmühle, blieb wirklich nur die HJ? Ein überraschender Brief aus Prag bot noch einmal einen Aufschub. Der Intendant und die dortige Leiterin des Jugendfunks, Hilde Schmid, fragten bei mir an, ob ich sie nicht vertreten wolle, da sie ins Krankenhaus müsse. Nach 14 Tagen Informationsbesuch! Es sei alles vorgearbeitet, aber jemand müsste da sein. Ich war glücklich, wieder einen Lichtblick für meine Zukunft zu haben, meine Mutter aber war erschrocken. Meinen Vater zu fragen war unmöglich, und ich war begierig auf meine eigene Entscheidung. Anfang November reiste ich wieder ab nach Prag, voller Vorfreude. Ich wohnte wieder in Prag-Smíchov im „Frauenheim“.

Das Einleben ging wieder rasch, denn Prag überwältigte mich. Mein Weg führte mich immer über die Moldau und am westlichen Höhenzug war es der Hradschin, den ich täglich neu bewunderte. Die Funkarbeit in die ich kopfüber fiel konnte ich schaffen, es war alles vorgegeben. Zwei bis dreimal in der Woche wurde ich auch ins deutsche Funkhaus nach Karolinenthal beordert, ich wurde halt Mädchen für alles, bis hin zur Auswahl von „Heldenmusiken“ für die täglichen Frontberichte des damals populärsten Kriegsberichterstatters Heinz Mägerlein. Viele der schon bombenbeschädigten deutschen Rundfunkhäuser waren mit ihrem Archiv nach Prag ausgelagert worden und ich erinnere so 50 – 60 000 Schallplatten aus denen ich auswählen konnte. Die Kriegsberichte waren allerdings meist „getürkt“ und in der tschechischen Filmproduktion Barandov (das tschechische Babelsberg) gedreht.

Durch den freundlichen Intendanten erhielt ich die ersehnte feste Anstellung. Da ich nach damaligem Recht noch nicht volljährig war durfte ich den Arbeitsvertrag nicht selbst unterschreiben. Das traf zwar meine Eitelkeit, aber zu ändern war es nicht. Der Vertrag musste den Umweg über Norwegen machen; mit der Unterschrift meines Vaters war er dann perfekt.

So begann im März 1944 die Zeit wo ich endgültig beim Rundfunk war. Jeden Morgen betrat ich das tschechische Funkhaus, wo im sechsten Stockwerk einige „deutsche“ Arbeitszimmer waren. Beim betreten des Hauses passierte ich eine deutsche Funkschutzwache, die aus österreichischen SS-Leuten bestand und machte die verblüffende Erfahrung, dass eines Morgens einer dieser SS-Männer mich belehrte,

dass man nicht immer mit dem „Heil-Hitler-Gruss“ das Haus betreten müsse; für die tschechischen Funkangestellten sei dies ein stetes Ärgernis und eine Art Beleidigung, ein „Guten Morgen“ oder „Guten Tag“ täten es auch.

Meine Pflichten wurden erweitert waren aber flexibel, eben je nach Bedarf. Grundsätzliche Regel war, dass alle Sendungen auf Band vorproduziert werden mussten, also zensiert werden konnten und wurden. Aber keine Regel ohne Ausnahme! Und es passierte prompt etwas und zwar in der Kinderstunde, die auch zum Jugendfunk gehörte und bei der ich immer dabei zu sein hatte. Es war kurz vor Ostern und die Kinderfunk-„Tante“ sprach vom Osterhasen und fragte die Kinder, was er ihnen wohl brächte. Einstimmige Antwort natürlich „Ostereier“! „Und wie sehen die aus? – „Bunt“ weitere Frage: welche Farben kennt ihr“ Und es folgen: rot grün ..usw. bis ein Stimmchen laut und deutlich rief „schwarz“ – Gelächter, und die „Tante“ meinte „du hast sicher noch keine schwarzen Eier gesehen“ Darauf das Kind: „Aber diesmal kriege ich. Ich habe gehört, wie meine Mama zum Papa sagte: „wir müssen noch schwarze Eier kaufen“. Nun, heutzutage lässt man evtl. etwas „schwarz“ arbeiten, damals meinte man damit etwas erwerben, was es eigentlich gar nicht mehr geben konnte und durfte.

Aber natürlich gab es auch allgemeine Rundfunkprogramme. Dazu gehörte das „Schatzkästlein“ am Sonntagmorgen mit Lyrik und Musik in bester Interpretation. Für die große Hörerschaft war es sicher eine Art Seelentrost. Der Krieg kam immer näher an Deutschland heran, die Bombenangriffe wurden zu einem Dauerstress und dazu kamen dann noch Tiefflieger die tagsüber Angst und Schrecken verbreiteten, weil

sie auf die Menschen wie auf Hasen zielten. --- Dagegen in Prag: Friede und ruhige Nächte. Ich konnte mir das gar nicht vorstellen, was meine Mutter und ihre Eltern täglich auszuhalten hatten. Mein Vater war noch in Norwegen und die Feldpost klappte unterschiedlich.

Seit Ende 1944 gab es in Prag einen Bahnhofsdiens für die Flüchtlinge aus dem Osten zu dem wir abwechselnd eingeteilt wurden. Diese Flüchtlinge waren die Glücklicheren in dem endlosen Strom, der aus dem Osten nun nicht mehr abriss, denn sie hatten noch einen Zug erreicht während die Mehrzahl der Ostflüchtlinge wochenlang auf Trecks durch einen grimmigen Winter nach Westen zogen. Aber auch die Begegnung im Prager Hauptbahnhof war schlimmer als man es sich vorher auf Grund der Meldungen vorgestellt hatte. Die alliierten Truppen standen im Westen und Osten auf deutschem Boden und rückten täglich weiter vor.

In Prag aber war noch immer „Friede“ wenn man diesen Begriff auf ruhige, fliegeralarmfreie Nächte einschränkte. Der Tag war „Mangel“ und der tägliche Bedarf Mangelware, wie überall. Nur dass man in Prag noch immer den Mangel durch Mangelware für teures Geld mildern konnte.

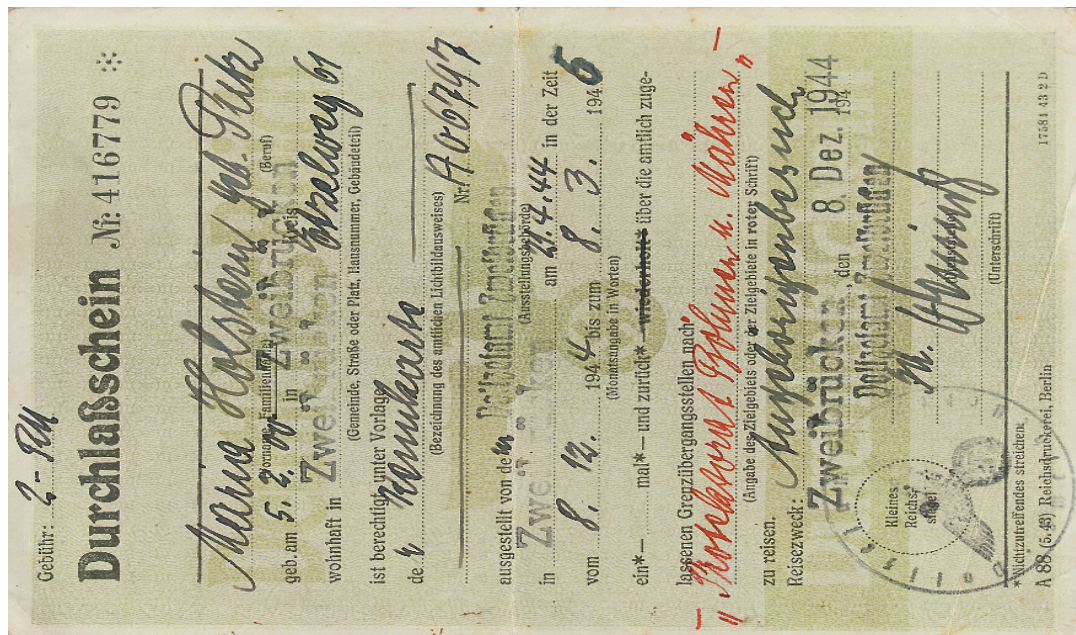
Und hier unterbreche ich kurz meine ernsten Erinnerungen an die Kriegszeit mit einer kleinen wahren Familiengeschichte. Mein Vater hatte in einem seiner Feldpostbriefe an meine Mutter geschrieben, dass er und die Soldaten überhaupt, in Norwegen keinen Mangel oder Hunger leiden müssten. Fisch sei immer zu haben, allerdings fast nur Stockfisch der gewöhnungsbedürftig sei. Nur seine geliebte Blutwurst vermisse er sehr, wahrscheinlich kenne man sie in Norwegen gar nicht.

Meine Mutter, die diese Entbehrung nachfühlen konnte, machte sich auf den Weg um eine solche Blutwurst mit den notwendigen Fleischmarken zu kaufen. Dann rasch das Päckchen, wohl mit noch anderen Liebesgaben angereichert, gepackt und auf den Feldpostweg nach Trondheim gebracht. So 10 – 14 Tage würde die Wurst auf dem Weg nach Norwegen sein. Nun, sie kam an und mein Vater, den erfüllten Wunsch vor Augen dachte an seine in Mannheim vielleicht hungernde Tochter, packte sie aufs Neue ein und schickte sie an mich weiter. Auch das dauerte so zwei Wochen und als ich sie auspackte (mein Vater hatte nicht geschrieben von wo oder von wem er die Wurst hatte) dachte ich an meine Mutter die sich so etwas mit ihren Fleischmarken nicht leisten würde, packte die Wurst wieder ein und schickte sie an meine Mutter weiter nach Zweibrücken. Das diese verblüfft war, als sie „ihre“ Wurst wieder sah, kann man sich vorstellen – aber gerührt über so viel Familiengefühl waren wir alle drei – und in unseren Briefen wurde der Wurst gedacht, die unverdorben weil geraucht, heimgekehrt war.

Dann kam der 13. Februar, ein Datum an dem ich abends als Klavierbegleiterin bei einer Truppenbetreuung mitzuwirken hatte. Während dieser Veranstaltung kam eine Luftlagemeldung von einem sehr schweren Bombenangriff auf Dresden. Und als wir vom Haus aus Ausschau nach Norden hielten, war der Horizont erhellt, von Widerschein großer Brände. Erst sehr viel später erfuhr man welches ungeheuerliches Unglück das schöne, berühmte Dresden getroffen hatte.

Zurück nach Prag wieder an die ruhig fließende Moldau mit dem Hradschin im Morgen- und Abendlicht, Bootsfahrten auf der Moldau mit Buch, einmal eine Dienstreise nach Brünn, mehrfach zu Choraufnahmen in Luhatschowitz, am Anfang der Beskiden, ein elegantes Bad und auch noch ein Bauerndorf. Solche Dienstreisen waren Rosinen im Alltagskuchen-. Im Hinterkopf immer der Krieg der eine Umkehrung erfahren hatte. Irgendwie schien sich alles zu beschleunigen. Eine Erinnerung an Brünn: Im Hotel wurden mir meine Schuhe gestohlen, die ich naiverweise zum Putzen vor die Türe gestellt hatte. Es fand sich eine Rettung, aber meine Rückreise verschob sich so, dass ich erst nach Mitternacht wieder in Prag war. Da um diese Zeit keine Straßenbahn mehr fuhr, machte ich mich zu Fuß auf den mehr als einstündigen Heimweg nach Smiechov. Am andern Tag fragte der Intendant bei mir an, wie und wann ich heimgekommen sei und als ich es berichtete, befahl er mir ganz entsetzt, das nie wieder zu tun: „Sie werden auf der Straße angesprochen, können nur auf deutsch antworten und verschwinden im nächsten Haus auf Nimmerwiedersehen“.

Der letzte Brief meines Vaters war vom Januar 1945 und umgekehrt war es ebenso. In diesem letzten Brief, der bei ihm ankam erfuhr er, dass meine Mutter seit Dezember 1944 bei mir in Prag war. Zweibrücken war wieder evakuiert worden, aber nicht mehr geordnet wie 1939, sondern jeder bekam einen Passierschein mit Fahrkarte dorthin, wo er ein Unterkommen erhoffte.



Franken und Thüringen waren wieder die bevorzugten Gebiete aber dorthin hatte meine Mutter keinen Kontakt. Ihre Bitte um eine Reiseerlaubnis nach Prag versuchte man ihr dringendst auszureden: “Wer reist denn jetzt noch Richtung Osten?” Aber ihr Hinweis, dass ihr Mann in Norwegen und ihre Tochter in Prag sei, brachten schließlich die erwünschte Reiseerlaubnis und so stand sie Anfang Dezember 1944 morgens gegen acht Uhr in meinem Prager Zimmer: Nach eineinhalb Tagen Fahrt mit Fliegeralarm unterwegs mit kaum etwas zum Essen – ein Nervenbündel zum Erbarmen; todmüde. Ihre erste Frage war wohin geht man hier bei Fliegeralarm? Meine Antwort, dass es in Prag keinen Fliegeralarm gäbe, wollte sie drei Tage lang nicht glauben. Dann endlich wieder ausgeruht merkte sie in welcher schöner Stadt sie war und begann sie zu genießen. Allerdings war das Zimmer im Frauenheim für zwei Personen sehr eng und ich begab mich auf Wohnungssuche, mit Erfolg. Noch vor Weihnachten fand ich auf dem linken Moldau-Ufer, auf der historischen „Kleinseite“ ein 1-Zimmerapartment mit Kochzeile und Bad, in dem es aber nur samstags einige Stunden warmes Wasser gab.

Nachträglich – und dieses „nachträglich“ gilt bis heute, erschien mir der Ablauf der letzten Kriegsjahre und das Ende logisch. Man hatte es unterbewusst, aber nicht wirklich gedacht und schon gar nicht ausgesprochen. Es kam sogar eine Lust zum „Feiern“ auf. Fast täglich verabredete man sich wo man sich treffen wolle. Dazu das gemurmelte Motto „Genießt den Krieg, der Friede wird schrecklich sein“. Wäre dieser Satz in falsche Ohren gekommen, hätte er den Kopf kosten können.

Noch eine ganz andere Erinnerung stellt sich ein. An einem Wochentag kam durch einen postalischen Irrtum ein Karton mit Obst bei uns im Funk an dessen Adresse zwar den Empfänger in der gleichen Strasse nannte, aber mit anderer Hausnummer. Mit einer Kollegin machte ich mich mit dem schweren Karton auf den Weg und als wir die Adresse erreichten, standen wir zwar vor einer komfortabel gebauten aber unverkennbaren Baracke. Innen fragten uns zwei SS-Leute etwas erstaunt was wir wollten und als wir das Paket zeigten und den Namen des Empfängers nannten, riefen sie nach diesem. Es kam ein älterer, sehr würdiger Herr, der uns zunächst die Hand reichte und uns mit seiner Erscheinung so beeindruckte, dass wir beide den Händedruck mit einem Knicks erwiderten. Es war eine kurze Begegnung und wir erfuhren im Funkhaus, dass es sich um ein Lager für Juden handelte. Unser Erstaunen über den netten Empfang sowohl von der SS als auch von dem Empfänger, wurde mit dem Hinweis beantwortet, dass diese SS-Leute solange sie diesen speziellen Job hätten, nicht an die Front müssten.

Noch zwei weitere besondere Erinnerungen sind mir im Gedächtnis geblieben. Die erste: Eines Tages entdeckte ich im tschechischen Funkhaus den Namen eines leitenden Mitarbeiters der Musikabteilung, der mir von der Musikhochschule Mannheim in Erinnerung geblieben war. In einem der zahlreichen Hochschulkonzerte hatte ein Klaviertrio von ihm (dessen Namen ich leider vergessen habe) auf dem Programm gestanden, das mich sehr beeindruckte. Und nun fand ich ihn drei Stockwerke unter meinem Zimmer des Funkhauses. Ich ließ mich bei ihm melden, wurde freundlich empfangen und berichtete ihm von der Mannheimer Hochschule und von der Aufführung seines Werkes das ich so interessant gefunden hatte. Natürlich freute er sich – welchem Komponisten hätte so ein Echo nicht gut getan – und er fragte mich ob ich einen Wunsch hätte. Da es mir nie gelungen war, eine Karte für ein Konzert der tschechischen Philharmonie zu erhalten, bat ich ihn um diese Chance und erhielt wirklich einige Tage später das begehrte Billet mit dem Rat, mich dabei nicht als Deutsche erkennen zu geben. Es wurde nicht nur ein musikalisch großartiger Abend, sondern eine ungeheure nationale Demonstration, jedenfalls empfand ich diese zwei Stunden so. Das Programm enthielt die beiden Suiten „Slawische Tänze“ Op 46 und Op 72 von Antonin Dvorak und jeder Satz musste da capo gespielt werden. Die Begeisterung war ungeheuer und ich kam mir als vermutlich einzige Deutsche im Saal des „Repräsentatny Dum“ ausgeschlossen vor. Dabei hatten auch mich diese Tänze hingerissen, nur galt der Beifall des Publikums nicht ausschließlich der Musik, sondern dem patriotischen Feuer, das der Dirigent mit seiner Interpretation entzündet hatte. Je länger man sich seinen Erinnerungen

überlässt, desto mehr werden es. Zur deutschen Musikabteilung gehörte auch ein Herr Seitz der als Tonmeister die sinfonischen Aufnahmen betreute und selbst auch Komponist war. Dieser von mir verehrte Kollege hatte mir jeden Morgen von acht bis zehn Uhr sein Arbeitszimmer in dem ein Flügel stand, zum Üben überlassen, was für mich sehr wichtig war. An der deutschen Musikhochschule Prag hatte ich einmal in der Woche eine Klavierstunde belegt, denn ich wollte ja mein Können das ich aus meinem Mannheimer Examen mitgebracht hatte erhalten und eventuell noch verbessern. Das klappte bis zum Herbst 1944, dann wurde Herr Seitz zur deutschen Wehrmacht eingezogen und sein Zimmer anderweitig belegt. Wir haben uns traurig voneinander verabschiedet, denn er war voll düsterer Ahnungen und sollte leider recht behalten. Soviel ich erfahren konnte, fiel er in der Schlacht im Marchfeld.

So unglaublich es klingen mag, ich hörte auch noch ein Konzert der Deutschen Philharmoniker Prag, es fand am 2. Mai 1945 statt, als fast ganz Deutschland schon von den Alliierten besetzt und Adolf Hitler tot war. An diesen Abend habe ich keine Erinnerung mehr, nur dass geplant war am 5. Mai ein letztes Konzert zu geben, danach sollte das Orchester ausreisen. Dazu kam es aber nicht mehr, denn am Morgen dieses 5. Mai befreiten sich die Tschechen von uns Deutschen; es war das Aus. Das Protektorat Böhmen-Mähren wurde wieder zur Tschechoslowakei. Die Straßenbahnen hatten Wimpel in den Nationalfarben aufgesteckt und in den Straßen herrschte irgendwie eine erwartungsvolle Unruhe.

Pflichtbewusst fuhr ich trotzdem zu meinem Arbeitsplatz in das tschechische Funkhaus. Dort war noch nichts Auffälliges, aber gegen 10 Uhr gab es Hausalarm und Deutsche und Tschechen rannten in den Luftschutzkeller und bald begann der Hauskampf der mit Maschinengewehren und Panzerfäusten geführt wurde. Er dauerte ungefähr zwei Stunden, eben so lange als die deutsche Funkschutzwache Munition hatte. Nach dem Ende wurden wir Deutsche von der tschechischen Gendarmerietruppe, die das Funkhaus erobert hatte, barfuss und unter den Klängen des Deutschlandliedes durch die ziemlich beschädigten Stockwerke geführt. Es war ein Weg über Glasscherben, denn bei dem Innenausbau des sehr repräsentativen Hauses war viel Glas verwendet worden. Danach brachte man uns wieder in den Keller und stellte uns „Hände hoch“ mit dem Gesicht zur Wand, hinter uns je ein Mann mit Gewehr im Anschlag. Es schien, wir sollten erschossen werden. So standen wir etwa zwei Stunden und seitdem weiß ich welche Tortur es ist, so lange mit erhobenen Armen zu stehen. Man ließ uns aber leben und gab uns den Befehl in das Polizeirevier in der gleichen Straße zu gehen. Man hatte also beschlossen uns nicht zu erschießen, aber als wir auf die Straße traten, erwartete uns der reine Mob mit Äxten, Messern, Spaten usw. bewaffnet, offensichtlich in mordlustiger Stimmung. Aber da kam Hilfe aus der Luft: Eine deutsche Tieffliegerstaffel – es war noch keine Kapitulation erfolgt- hatte unsere Bedrohung richtig erkannt und gab einige Maschinengewehrsalven als Warnung ab und die „Freiheitskämpfer“ gingen blitzartig in Deckung. So kamen wir ins

Polizeirevier, wo man uns korrekt behandelte und vorübergehend in Zellen einschloss. Man nahm unsere Personalien auf und schickte uns nach Mitternacht ohne Bewachung ans andere Ende der Stadt. Wir wurden gewarnt kein deutsches Wort zu sprechen, hatten aber zwei Kolleginnen mit perfekten tschechischen Sprachkenntnissen unter uns um einer eventuellen Kontrolle Rede und Antwort stehen zu können. Wir kamen in eine Schule oder einen Turnsaal, der schon restlos von Deutschen überfüllt war.

Ich glaube, dass wir einen Tag in diesem Gefängnis blieben, dann wurden wir in einem anderen Gebäude auf der Kleinseite, also dem linken Moldauufer, zusammen gepfercht noch immer ohne Essen. Doch da gab es einen winzigen Lichtblick: Suppe wurde verteilt, eine Tasse für zwei Personen. Ich glaube nicht, dass dies eine wohlüberlegte Schikane war, sondern das die Stadt einfach überfordert war, plötzlich Tausende zu verpflegen. Von heute auf morgen war alles auf den Kopf gestellt und der Einmarsch der russischen Sieger und Befreier stand bevor. Man erlaubte Pragdeutschen mit tschechischen Sprachkenntnissen für uns in umliegenden Geschäften und soweit wir Geld und Marken hatten einzukaufen. Das klappte unterschiedlich, denn seit dem 5. Mai hatten viele Pragdeutsche versucht, wieder gute Tschechen zu werden, indem sie uns Reichdeutschen die Schuld an dem Kriegsunglück gaben. Dann kam der 8. Mai, die bedingungslose Kapitulation Deutschlands und der umjubelte Einmarsch der Russen in Prag. Der Jubel war natürlich riesig und beim Mob kam noch einmal die Rachsucht hoch. Es sah für uns Gefangene nicht gut aus, aber unser

Gefängnis, ein halb unter der Erde gelegener fensterloser Theater- oder Kinosaal, hielt dem Versuch es zu stürmen stand, auch Dank unserer tschechischen Bewacher, die hinter der schweren Doppeltür ein Maschinengewehr in Stellung gebracht hatten. Im Raum brach eine Panik aus mit mehreren Selbstmordversuchen. Auf Waffen waren wir schon in den Tagen zuvor kontrolliert worden, bei welcher Gelegenheit man auch gleich Uhren und evtl. Schmuck mitnahm, aber zum Beispiel Taschenspiegel mit scharfen Kanten und kleine Nagelscheren hatte man uns gelassen. Heute noch gehe ich jeder Massenansammlung, jedem Gedränge aus dem Wege. Als dieser 8. Mai vorbei war, war das Schlimmste überstanden und wir wurden tags darauf in ein richtiges Gefängnis verlegt. Hinter dem Hradschin beim Czernin-Palais gelegen, hatte es meiner Erinnerung nach Zellen für drei Personen. Wir wurden nicht mehr eingeschlossen die Zellentüren standen immer offen und wir konnten im Gefängnishof spazieren gehen. Das tat ich allerdings nie, sondern begnügte mich, durch das kleine vergitterte Fenster die sonnigen Maitage zu erleben. Zudem wurden meine, durch die Glasscherben verletzten Füße immer schlimmer, begannen zu eitern und ich bekam leichtes Fieber. Geblieben war auch die Sorge um meine Mutter, denn keiner der tschechischen Bewacher hatte irgendeine Information aus der Kinskystrasse, in der wir gewohnt hatten, gehört. Erst als ich gegen Ende Juni meine Heimatstadt erreichte und meine Mutter schon einige Tage da war, erfuhr ich von ihr, dass sie nichts Schlimmes erlebt hatte, ja ein tschechischer Hausnachbar sie am 6. Mai zu einer Sammelstelle für Deutsche begleitet hatte. Dort war sie sehr rasch zur Landarbeit eingesetzt

worden, doch auch diese war nur von kurzer Dauer, denn die Zahl der zwangsweisen deutschen Landarbeiter übertraf wohl den Bedarf. Als mehrfach operierte Frau von 45 Jahren wurde sie aussortiert und mit einem Transport zur Grenze gebracht. Mit dem meist leeren Magen erreichte sie nach ca. zwei Wochen die Heimatstadt und eine ramponierte, aber brauchbar gebliebene Wohnung.

Meine Zeit im Gefängnis ging überraschend zu Ende, denn da ich nicht arbeitsfähig war wurde ich mit einigen anderen Beschädigten zur Grenze abtransportiert. Als „Verpflegung“ erhielten wir zwei Scheiben Brot, die eine mit einem Löffel Marmelade, die andere mit einem Löffel Zucker angereichert. So standen wir vor den Güterwagen, die uns transportieren sollten und überlegten, wie hinein kommen mit diesen beiden Brotscheiben. Wir lösten das Problem, indem wir den Zucker vom Brot leckten und diese Scheibe dann auf das Marmeladebrot klappten. Es war sicher ein Anblick, der Hohn hervorrufen musste, glücklicherweise sah ich keinen Reporter, der diese Szene hätte fotografieren können. Mir fielen die Fotos ein, die unsere Kriegsreporter von armselig aussehenden russischen Kriegsgefangenen gemacht hatten und ich merkte wie rasch man Menschen entwürdigen kann. Der Zug fuhr bis über die Grenze nach Freiberg und von dort waren wir frei und hatten für uns selbst zu sorgen. Sehr rasch waren wir in allen vier Himmelsrichtungen unterwegs und auch ich suchte nach dem Weg in Richtung Westen um meinen Heimweg zu beginnen.

Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, dass am folgenden Morgen ein Zug nach Chemnitz fahren und Flüchtlinge mitnehmen würde. Das war ein gutes Gerücht und es lohnte sich zu warten, denn bis Chemnitz war es eine weite Strecke. So verbrachte ich noch eine Nacht in einem leeren Zugabteil – in Freiberg war eine große Menge an Eisenbahnwaggons abgestellt – und hatte am nächsten Morgen das Glück, dass der Zug tatsächlich nach Chemnitz fuhr. Wenn ich noch etwas zu essen gehabt hätte, wäre ich fast wunschlos gewesen, aber da ich seit dem Marmeladenbrot vom Vortag nichts mehr gegessen hatte, gab es in mir eine spürbare Leere. Selbst daran gewöhnte man sich und man hatte jede Menge Leidensgenossen.

Meiner Erinnerung nach war es Sonntag, aber ich zweifle da an meinem Gedächtnis; aber ein Sonntag war es auf jeden Fall, ein strahlender Maitag. In Chemnitz oder nahe bei der Stadt, die ja auch bombenbeschädigt war, war auf einer großen Wiese eine riesige Menschenmenge versammelt, die alle auf die Chance warteten weiter zu kommen und das hieß zunächst über die russische Zonengrenze zu kommen, die natürlich bewacht war. Es hieß zwar „irgendwann“ ginge ein Zug „hinüber“, aber ich war in ein Gespräch mit zwei Soldaten gekommen, die nichts als heim wollten ohne nochmals Russen zu erleben. Mit unerschütterlicher Geduld und mit aller Art Kriegserfahrung ausgestattet, beobachteten sie die Art der russischen Kontrolle, merkten sich die Dauer der jeweiligen Fahrten und machten dann ihren Plan. Mich fußkranke Schicksalsgenossin nahmen sie, rechts und links untergehakt, in die Mitte und auf „los!“ rannten wir über die Straße, die zugleich Zonengrenze war. Meine Retter hatten für

mich schon ein Ziel gefunden, einen Bauernhof, bei dem sie für mich um Quartier baten. Sie selbst wollten nichts als so schnell wie möglich „heim“. Die Bauernfamilie nahm mich freundlich und teilnahmsvoll auf und gab mir auch ein Abendessen: Thüringer Klöße. Für meinen Magen und Gaumen konnte es gar nichts Besseres geben. Doch als wir später im Hof saßen und den Frühlingsabend genossen, sah ich auf einer Bank eine große Schüssel mit Pellkartoffeln stehen. Der Anblick überwältigte mich fast, denn in Prag hatten wir in der letzten Zeit nur von getrockneten Kartoffelschnitzen gelebt. Nach einer Weile fasste ich Mut und fragte ob ich eine Pellkartoffel essen dürfe. Man staunte sehr über meine Bitte und sagte, dass diese Kartoffeln nur Schweinefutter seien. Ich erklärte, dass wir in Prag nur getrocknete Kartoffeln gehabt hatten und ich aus der Pfalz stamme, wo Kartoffeln wie das tägliche Brot seien und bat weiter um eine Kartoffel. Natürlich durfte ich zugreifen, aber die Verwunderung blieb, als ich ein- zwei- drei Kartoffeln verdrückte und mich dafür bedankte. Später richtete man mir auf einem Sofa ein Bett und ich schlief wie in „Abrahams Schoß“. Am nächsten Morgen musste ich meine Wanderung nach Westen beginnen und man gab mir – unter Abschätzung meiner möglichen Marschleistung – für eines der nächsten Dörfer eine Adresse von Bekannten mit, bei denen ich wohl auch ein Nachtquartier finden würde. So humpelte ich wohlgemut los, wurde unterwegs von anderen Heimkehrern überholt, nicht ohne Austausch über das gegenseitige Woher und Wohin und erfuhr von ihnen, dass Heimkehrer sich täglich in einem Bürgermeisteramt Marken für 300 g Brot und 50 g Wurst holen dürfen, ganz korrekt gegen eine Bescheinigung, die man am

nächsten Bürgermeisteramt vorlegen musste. In dieser ersten Zeit nach dem Waffenstillstand herrschte noch kein Mangel, denn es waren gut gefüllte Militärmagazine noch vorhanden und diese wurden nun von den Gemeinden geöffnet und den Bewohnern zugeteilt. Bei meinem ersten Tagesmarsch überlegte ich mir sorgfältig einige Sätze mit denen ich meine Quartierbitte vorbringen wollte. Es klappte wunderbar, denn von dieser ersten Adresse bekam ich für mein nächstes Tagesziel wieder eine Adresse von Bekannten und wurde so von Tag zu Tag weiter gereicht. Ich war jetzt in der amerikanischen Zone, merkte aber wenig davon. Einmal übergab mir ein einzelner Amy, der Straßenkontrolle hatte, einen Kriegsgefangenen und bat mich, ihn im nächsten nahen Gefangenenlager abzuliefern. Ich fand die Bitte naiv aber beim Weitergehen sagte mir der Soldat, dass er in das Lager müsse, um Entlassungspapiere zu erhalten, sonst schnappe man ihn doch irgendwo, wo es möglicherweise Komplikationen gäbe.

So reihte sich ein Tag an den anderen, das schöne Maiwetter ohne Fliegeralarm und Bomben ließ das Leben wieder leichter erscheinen und vorübergehend die Sorgen um Angehörige – meine Mutter in Prag oder wo auch immer, mein Vater in Norwegen – in den Hintergrund treten. Ich schaffte mit meinen verletzten Füßen so etwa 15 km täglich, kam durch Orte, die für mich namenlos blieben, denn mein Ziel war „Westen“. In Erinnerung geblieben ist mit Plauen im Vogtland, dessen Namen wohl in ganz Deutschland bekannt war, denn „Plauener Spitzen“ galten als recht kostbar und kunstvoll – Klöppelspitzen, die mit einer bestimmten Technik hergestellt wurden, die fast wie Zauberei wirkte. Davon merkte ich an jenem Maiabend nichts, sondern war in

Sorge noch vor Dunkelheit in der ziemlich zerstörten Stadt die richtige Straße und damit das erhoffte Quartier zu finden. Als ich an der bezeichneten Wohnung läutete, öffnete mir ein recht junger Mann, der höflich meine Bitte anhörte, mir dann mit sichtlicher Verlegenheit sagte, dass dies leider nicht ginge, da seine Frau mit den Kindern noch nicht zurück sei. Ich verstand den Zusammenhang mit meiner Bitte überhaupt nicht und wiederholte diese dringlicher. Seine verlegene Ablehnung blieb, hinzu kam sein Hinweis dass alle Fenster kaputt seien und er noch die Scherben und Splitter beseitigen müsse. Ich versprach sofort meine tätige Hilfe, aber er fand noch einen weiteren Grund zur Ablehnung, es gebe noch keine Wasserversorgung und man müsse das Wasser am nächsten Hydranten holen, aber auch diese Begründung brachte mich nicht von meiner dringlichen Bitte ab – auch dabei wollte ich ihm helfen...und „bitte“ er solle mich doch aufnehmen, ich könnte auch ohne weiteres auf dem Boden schlafen, nur : im Freien zu schlafen, das sei für mich eine Vorstellung zum Fürchten. Damit hatte ich ihn umgestimmt, er sagte ja und ließ mich eintreten. Es wurde dann ein bemerkenswerter Abend: Ich half bei dem Räumen der Glassplitter, ging mit ihm Wasserholen, das Gespräch zwischen uns kam rasch in Gang und als die Arbeiten getan waren, zeigte er mir seine Sammlung, die die Kästen einer ganzen Wandseite füllten. Es waren Zinnsoldaten (!!!) aus verschiedenen Zeiten, alle entsprechend den Kriegen stilecht bemalt und in charakteristischen, historischen Schlachtordnungen aufgestellt. Ich konnte es nicht fassen, dass nach dem gerade beendeten Krieg ein solches Hobby fesseln konnte. Aber die kunstvolle Darstellung bewunderte ich.

Als ich mich am nächsten Morgen verabschiedete lag neben meiner Tasse ein Stück Zahnseife – für mich, ganz ohne Toilettenartikel, eine Rarität – und ein Buch von Walter Flex: „der Wanderer zwischen beiden Welten, eine Kriegserinnerung aus dem 1. Weltkrieg“ . Wir hatten am Vorabend auch über dieses Buch gesprochen, denn Walter Flex wurde damals noch viel gelesen, er war ein namhafter Angehöriger des „Wandervogel“ gewesen .einer Jugendbewegung vor dem 1. Weltkrieg. Mein Besitz hatte sich um ein Buch vermehrt! Die freundliche Widmung lautete :“Meinem lieben Gast, Frl. Anneliese Holstein mit den herzlichsten Glück- und Segenswünschen gewidmet zur freundlichen Erinnerung an die Station Plauen, auf dem langen Weg Prag – Zweibrücken“. Plauen (Vogtl.) am 26. Mai 1945 N.Krapf.“

Beim lesen dieser Widmung jetzt nach Jahrzehnten, dachte ich mit neuer Dankbarkeit an diesen freundlichen und mitfühlenden Herrn, der jetzt ein alter Herr um 90 Jahre sein müsste, oder noch am Leben ist. Und noch etwas kann ich dieser Widmung entnehmen, das damalige Datum: der 26. Mai 1945. Ich war also seit dem 5. Mai dem Tag an dem alles anders wurde und nach meiner Haft in Prag 21 Tage unterwegs auf meinem Weg nach Hause.

Hier unterbreche ich meinen chronologischen Bericht, denn heute ist der 8. Mai 2005 und damit der 60. Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation. Ein glücklicher und ein tragischer Termin. Glücklicher, weil endlich die Soldaten heimkehren konnten, keine Bomben mehr fielen, kein Fliegeralarm die Nächte zerriss, ein tragischer Termin, weil Deutschland, das für diesen Krieg verantwortlich war, nur noch als

Trümmerfeld existierte und mit Millionen Toten in ganz Europa und abermals Millionen ermordeter- Juden, Sinti, Roma und überhaupt Andersdenkender ungeheure und unverbesserbare Schuld auf sich geladen hatte.

In der großen Feierstunde im Bundestag sprach -als Hauptredner- unser seit einem Jahr amtierender Bundespräsident Horst Köhler -und es war eine geschichtlich genaue, sehr ernste Rede.

Aber inzwischen haben wir den 11. Mai 2005 und ich kehre in meine „Froschperspektive“ zurück. Auf Plauen folgten noch eine Reihe anderer Orte, die ich nach 60 Jahren vergessen habe, als wichtige Station blieb mir Bamberg bzw. eine Station davor in Erinnerung. Als ich sie erreichte traf ich auch dort schon eine Menschenmenge, die für den nächsten Tag auf einen Zug, angeblich bis Würzburg, hoffte.

Ich erfuhr es wie eine Wunscherfüllung, denn dort waren ja Onkel und Tante, die zwar bei dem schweren Bombenangriff auf die Stadt geschädigt worden waren, aber – mit noch brauchbaren Möbeln im Hause eines Verwandten untergekommen waren. Aber zunächst hieß es, den Tag abwarten. Natürlich ergaben sich rasch Gespräche mit anderen Heimkehrern und wieder waren es wie in Chemnitz zwei Soldaten, mit denen ich über ihre und meine Situation plauderte. Der Anlass des Kontaktes war das noch zu organisierende Mittagessen, zu dem sie schon die Kartoffeln beschafft hatten. Beide waren in Überlebenskünsten geübt und der Ältere teilte mir die Aufgabe des Kartoffelschälens zu, der Jüngere – ein hübscher Flieger, sollte in

einem der umliegenden Häuser mit seinem Charme die Erlaubnis zum Kochen derselben erbitten und wenn möglich auch noch etwas Salz, Essig und Öl mitbringen, denn er selbst wollte an dem Bach, der durch die Wiese floss nach wilder Brunnenkresse für einen Salat suchen. Dieser „Organisationsplan“ klappte bestens und so hatten wir zu Dritt ein gutes Mahl, wie schon lange nicht mehr. Die Übernachtung machte den Beiden keine Sorgen, sie hatten unter viel schlimmeren Bedingungen die Kriegsnächte verbringen müssen. Und ich hatte wieder einmal Glück. Gegen Abend ging eine Frau, etwa im Alter meiner Mutter und offensichtlich eine hier Ansässige, mit suchendem Blick durch die vielen Menschen, blieb vor mir stehen und lud mich zur Übernachtung ein! Natürlich war ich völlig überrascht von dem Angebot und fragte wieso sie gerade auf mich käme. Sie habe eine Tochter antwortete sie, etwa in meinem Alter, die als Luftwaffenhelferin eingezogen worden war und von der sie keinerlei Nachricht habe und deshalb natürlich in Angst und Sorge sei. Und sie hoffe, dass vielleicht eine gute Tat durch eine andere gute Tat zustande käme. Also eine Art „Tauschangebot“ an das Schicksal. Ich war sehr gerührt und wünschte, dass ihre Tochter gesund zurückkehren möge. Ich durfte dadurch wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen und kehrte am anderen Morgen nach einem Frühstück auf die Wiese zurück. Irgendwann kam der Zug, ein langer Pritschenzug, hoch mit Bretterholz beladen. Alles kletterte nach oben, nur ich, mit meinen zerschundenen Füßen schaffte dies nicht, sondern musste mit der Wagenkante vorliebnehmen, die Füße fest gegen die Puffer gestemmt. Der Zug fuhr langsam, aber irgendwann erreichten wir den Stadtrand

von Würzburg als Endstation, die Gleisanlagen Richtung Stadt waren noch zerstört von dem schweren Bombenangriff.

Was da in Würzburg von den Pritschenwagen kletterte war noch nicht am Endziel, sondern suchte nach einer Chance weiter zu kommen an einen vorläufigen oder endgültigen Ort. Von Eile konnte bei mir keine Rede sein, das gaben meine Füße nicht her. Aber auf eine Zwischenstation hoffte auch ich. Ich machte mich also auf den Weg in die Stadt mit ihren Brandruinen und zertrümmerten Häusern. Da entdeckte ich einen Hinweis zu einem Lazarett. Ich folgte dem Wegweiser, fand das Gebäude und ging hinein in der Hoffnung, dass meine Füße frisch verbunden würden. Ich traf es besser als erwartet, ohne alle Formalitäten wurde ich aufgenommen und durfte mich auf ein Feldbett legen. Ich wartete hoffnungsvoll auf das Weitere. Die Patienten um mich waren ein buntes Gemisch von Verletzten und Kranken, geduldig und ergeben. Eine Schwester kam zu mir, stellte ein paar Fragen, sagte, dass irgendwer sich irgendwann um mich kümmern werde, ging und kam bald wieder mit einem (Soldaten)-Kochgeschirr voll dicker Suppe. Herrlich!

Am nächsten Morgen machte ich mich ausgeruht auf den Weg in die Stadt. Noch immer war das Wetter strahlend, blau und golden, aber jetzt schon ein heißer Spätfrühlingstag. Als ich an einem total zerstörten Werksgelände vorbeikam, sprach mich ein sehr braun verbrannter und sehr magerer Mann an mit der Frage, ob ich wisse, wie spät es sei. Leider besaß auch ich keine Uhr mehr – die hatte man mir in Prag abgenommen, aber als ich antworten wollte, blieben mir die Worte im Halse stecken, denn ich erkannte meinen Onkel, den Bruder

meiner Mutter. Dies zufällige Finden erschien mir so unglaublich – Zufall ist etwas, was einem zufällt:- dass ich nur die Frage herausbrachte „ Herr Putz, Onkel Willy, sind Sie, bist Du es? Ein Wunder hatte sich ereignet. Auch ihm „ fiel es wie Schuppen von den Augen „ (Apostelgesch.9,18) und mit „Anneliese, bist du es wirklich“ umarmte er mich fassungslos. Der Ort unseres Wiederfindens waren die Trümmer eines großen Mercedes-Benz Reparaturwerkes, in dem mein Onkel Leiter der Lehrlingswerkstatt war. Im Mai 1945 waren nur noch Trümmer und vielleicht noch reparierbare Maschinen zu bewachen, die damals eine Zukunftshoffnung bedeuteten. Deshalb der Wachdienst .Danach gingen wir, ganz erfüllt vom Glück des Wiedersehens nach Hause, wo sich Überraschung und Freude bei „Tante Bella“ wiederholten.

Nun war ich also in Würzburg .und in den ersten Tagen sollte ich mich erholen. Zum ersten Mal seit dem 5. Mai konnte ich mich satt essen! Meine Verwandten hatten einen großen Garten, in dem schon Salat und Frühgemüse geerntet werden konnte. Und ich erfuhr, dass meine Großeltern, die auch die Eltern des Onkels und meiner Mutter waren, nach dem Bombenangriff Zuflucht in einem Altersheim im Spessart gefunden hatten, also im Rahmen der Möglichkeiten versorgt waren. Nur die bange Frage nach meiner Mutter blieb. Aber wie viele Menschen lebten mit solchen Ängsten! Leider wurde ich nach ein paar Tagen krank, meine Gelenke begannen zu schwellen und taten sehr weh. Man ging mit mir zu einem Arzt, der Gelenkrheuma diagnostizierte, die Gelenke mit Salicilverbänden versah und mir noch einige Tabletten mitgab. Nach einigen Tagen war das Rheuma

tatsächlich vorbei und kam nicht wieder. Ich konnte mich im Haushalt und im Garten etwas nützlich machen; während der Onkel, der handwerklich fast alles konnte irgendwelchen privaten Bitten um Hilfe nachkam, die mit Naturalien honoriert wurden, welche damals die wichtigste Währung waren und bis 1948 blieben. Was meine Verwandten fast nicht mehr besaßen, das war Kleidung. Die war verbrannt. Als meine Tante darüber klagte und ergänzte, dass das einzige bessere Kleid durch einen Riss im Schulterbereich unbrauchbar geworden und kein Faden zum Reparieren aufzutreiben sei, erbot ich mich den Schaden auszubessern und zwar mit Haaren. Und so saß ich einen Nachmittag lang da, riss mir ein Haar ums andere aus (ich hatte genug) und stichelte langsam, langsam den Riss (ein Winkelhaken) zu: Die Reparatur geriet brauchbar und meine Tante war glücklich, wieder ein ordentliches Kleid für den sonntäglichen Kirchengang zu haben. So vergingen zwei Wochen fast in Normalität, wenn rundum nicht die zerfetzten und verbrannten Häuser gewesen wären aus denen man in der Altstadt immer noch Tote barg. An den Ruinen hingen häufig Nachrichten für evtl. suchende Angehörige wie „Familie X lebt und ist in ... untergebracht. Schlimm war es, wenn nur noch Mitteilungen über Vermisste oder Tote zu lesen waren. Obwohl seit dem Angriff drei Monate vergangen waren, lag über dem Stadtkern noch immer Brandgeruch, oft auch vermischt mit Verwesungsgeruch. Mit der Kapitulation, also leben können ohne Bomben, Feuer und Tote, kam langsam auch wieder der Lebenswille zurück und es begann das Abräumen der Trümmer um irgendwann wieder menschlich wohnen zu

können. Die Trümmersmassen bildeten Hügel und kleinere Berge, die mit Galgenhumor Monte Scherbelino genannt wurden.

In diesen Nachkriegsmonaten wurde mir erst so recht klar, was „totaler Krieg“ bedeutete.. ich hatte zwar 1943 im Radio die Brandrede von Dr. Goebbels gehört, dessen Frage „wollt ihr den totalen Krieg“ mit einem besinnungslosen „ja“ beantwortet worden war ,aber die ruhigen Tage in Prag und erst recht die alarmfreien Nächte hatten mich nicht ahnen lassen, was Tag für Tag über Deutschland hereingebrochen war. Die Gedanken ballten sich im Kopf zusammen, mussten buchstäblich zuerst sortiert werden, ehe langsam das Verstehen einsetzte für A l l e s, was geschehen war.

Aber ich musste und wollte weiter, nach Hause, aber zunächst mit einem Umweg durch den Spessart um meine Großeltern zu finden. Wie ich hinkommen würde war etwas unklar.

Allgemein musste damals Zufall und Glück helfen, ein Ziel zu erreichen. Jedenfalls kam ich hin, wo ich hin wollte und überraschte meine Großeltern bis zum Erschrecken: Ich war nach den Monaten mit Bombenangriffen, Kapitulation und amerikanischer Besatzung der erste Mensch aus der Familie. Dass ihre Enkelin vor ihnen stand, war eine Erleichterung, die sie gleich wieder verließ, denn ich kam allein – wo war meine Mutter, ihre Tochter? Darauf wusste ich keine Antwort, aber da ich voller Hoffnung für diese war, blieb doch die Freude über mich bestehen. Sie hatten in dem Altenheim zwar ein Dach über dem Kopf und täglich etwas zu essen, aber das Heimweh nach ihrem Zuhause und die besorgte Frage, ob es ein solches in Zweibrücken noch gebe, beherrschten ihren Kopf und ihre Herzen. Außer dem glücklichen und

sorgenvollen Wiedersehen mit meinen Großeltern blieb mir nur noch die kurze Begegnung mit der Leiterin des Heimes im Gedächtnis, die für mich eine Übernachtungsmöglichkeit fand. Sie war eine resolute Frau, Witwe eines SS- Offiziers, jetzt mit einem amerikanischen Freund, die die gerade vergangene Kriegszeit, wie überhaupt die politische Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis ausgeblendet hatte. „Ich will jetzt leben und meine zwei Kinder sollen satt zu essen und ab und zu auch ein Stück Schokolade haben“! Was erwiderte man auf so neue Einsichten? – Ich bedankte mich für die Übernachtung und auch dafür, dass auch ich am Abend und am Morgen hatte mit essen dürfen und machte mich weiter auf meinen Heimweg, von dem nur die Himmelsrichtung feststand. „Westen“. Das Weiterkommen war immer ein „irgendwie“, ich musste von der amerikanischen in die französische Zone wechseln und dazwischen floss der Rhein. Wie würde ich hinüber kommen? Eine hundert- und tausendfach gestellte Frage, auf die das „irgendwie wird es schon klappen“ die einzig mögliche Antwort war. Zum „Irgendwie“ kam das „Irgendwann“ als Fahrplan für die Züge, überwiegend Güterzüge. Über den Rhein waren alle Brücken zerstört, außer die filmberühmt gewordene Brücke von Remagen. Ich glaube, dass mein Zug Zonengrenze und Rhein zwischen Frankfurt und Mainz oder Mannheim und Ludwigshafen passierte. Der Zug fuhr äußerst langsam, denn es gab nur eine Behelfsbrücke aus Bohlen und Schienen und wenn man an der offenen Tür des Güterwagens stand, sah man nur die Bohlenkanten und den Fluss – fast eine Mutprobe auf einer solchen Strecke zu reisen. Aber der Zug fuhr nach Westen und als er am Abend in Homburg/Saar hielt, war ich nur noch 10 Kilometer von meiner

Heimatstadt entfernt. Diese 10 Kilometer hätte ich laufen können, aber durchgerüttelt von einer Tagesfahrt, hungrig und mit meinen noch immer nicht geheilten Füßen, brachte ich die Energie dazu nicht auf zumal es hieß, dass gegen 22 Uhr ein Lastwagen, der irgendwelche Arbeiter transportieren müsse auch Heimkehrer einsteigen lasse. Ich suchte mir im immer noch schönen Frühsommerwetter einen Platz auf einer Bank. Ich erinnere mich noch gut an meine Stimmung mit Herzklopfen zwischen Angst, Erwartung und Hoffnung. Da stand plötzlich ein „Ami“ (ein amerikanischer Soldat) vor mir, hielt mir seinen mit raren Dingen gefüllten Helm mit den Worten „Für Dich, wenn Du Promenad mit mir“ vor die Augen. Die Köstlichkeiten, die durch seine Bedingung mir unerreichbar blieben, überforderten mich und ich brachte trotz meines Schulenglischs keinen brauchbaren ablehnenden Satz heraus, sondern fauchte „go to hell“. Einen Augenblick sah er aus, als wolle er mir für die einem Sieger gegenüber freche Antwort, den Helm auf den Kopf schlagen, aber dann zuckte er mit den Schultern und ging davon.

Der angekündigte Lastwagen kam gegen 22 Uhr und ich durfte aufsteigen, obwohl ich, was eigentlich die Voraussetzung war, keinen Rückkehrerschein hatte. Man prophezeite mir Schwierigkeiten, weil am Bahnhof Zweibrücken, dem Endziel, amerikanische Soldaten diese Bescheinigungen kontrollieren würden. Auf meine Frage wieso keine französischen Soldaten da seien wurde ich belehrt, dass die Amerikaner Zweibrücken und die Pfalz eingenommen hätten; die Franzosen kämen irgendwann auch. Alles wirkte ziemlich provisorisch und improvisiert. Es kam wie vorausgesagt. Am Bahnhof Zweibrücken standen zwei

amerikanische Soldaten und verlangten Papiere zu sehen. Da ich keine besaß, verlegte ich mich aufs Bitten und fand dafür auch wieder mein Schulenglisch. Sie zeigten sich zwar verständnisvoll, konnten mir aber nicht meinen Heimweg erlauben, weil ich dabei nochmals kontrolliert würde und jener Soldat absolut nicht das Recht hätte eine Ausnahme zu machen. Ich musste mit zur Kommandantur, die schon zu Zeiten der Zweibrücker Garnison erbaut worden und unzerstört geblieben war. Man war höflich und korrekt, und als ich sagte, dass ich aus Prag komme, wurde ich geradezu interessant. Weder Politik noch Krieg interessierten, sondern nur die, ob ihrer Schönheit und ihres historischen Ruhmes wegen, über Europa hinaus bekannte Hauptstadt der Tschechoslowakei. Da ich Prag wirklich geliebt hatte (und wohl lebenslang lieben werde) schien ich sehr engagiert erzählt zu haben, denn der Fragen wurden immer mehr. Aber schließlich sagte man mir, dass ich die Nacht in der Kommandantur abwarten müsse, ich könne in einem der Zimmer schlafen. Mein Blick schien sofort misstrauisch geworden zu sein, denn er fügte hinzu, dass es abschließbar sei. Also gut – aber kaum hatte ich den Schlüssel umgedreht, klopfte es wieder energisch und auf mein erschrockenes „please“ fragte eine Stimme „have you had a meal in the evening“. Meine Auskunft „no, only a little breakfast“ schien ihn fast zu erschrecken, denn mit einem mitleidigen „oh for a moment I’ll bring you something“ ging er und kam bald wieder mit einem Teller voller Brotschnitten und Marmelade von einer Weiße, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Er entschuldigte, dass er weder Wurst noch Käse hätte, aber es sei alles eingeschlossen. Ich konnte bei diesen teilnahmsvollen Worten nur noch denken bitte

geh doch Geh doch. Als es das getan hatte, fiel ich über die Köstlichkeiten her und schlief dann bis zum Morgen. Jetzt war die Stunde, wo ich vor unserer Wohnung oder ihren Trümmern stehen würde. Zuerst musste ich noch kurz dem Stadtkommandanten vorgeführt werden, der mich mit eisiger Miene zur Kenntnis nahm und perfekt deutsch sprach. Er war ein Jude, der einst mit seinen Eltern emigriert war, mich nach ein paar Fragen dann aber doch mit dem Wunsch „Alles Gute“ entließ. – Ich ging durch die 22er Straße die Oselbach- und die Ixheimer Straße zum Etzelweg, wo unsere Wohnung lag. Ich sah sofort, dass diese etwas periphere Straße einigermaßen ganz geblieben war, allerdings sahen die Häuser aus als hätten sie die Pocken gehabt: Tieffliegerbeschuß! Ganz oder teilweise vernagelte Fenster... Als ich vor Hausnummer 61 wo wir gewohnt hatten und ich weiter hoffte wohnen zu können stand, war der Haupteingang mit Brettern vernagelt. Aber ich kannte mich ja aus, es gab ja noch den hinteren Eingang an den kleinen Hausgärten entlang und dort stand meine Mutter und pflückte Johannisbeeren!!! Es war nicht zu fassen, Schreck, Staunen Freude, wirklich meine Mutter! Eine Nachbarin rief sie schon vom Fenster aus an, sie wandte sich um und strahlte: “Da bist du ja“: Die Wiedersehensfreude beiderseits war riesengroß, aber meine Mutter war immer sicher gewesen, sagte sie, dass ich durchkomme und wiederkomme. Die Nachbarschaft freute sich mit uns über unsere Rückkehr, denn sie hatte uns schon abgeschrieben. Die Nachrichten aus der neu erstandenen Tschechoslowakei mussten so schlimm gewesen sein, dass man nicht mehr an unser Überleben glaubte. Man hatte teilweise begonnen uns zu „beerben“, Kochtöpfe und allerlei Hausgerät

brachte man uns wieder. Auch mein Klavier hatte überlebt und ich begann bald wieder mit dem Üben. Ferner erkundete ich die Reste unserer Stadt die überwiegend mit Sprengbomben zerstört worden war. Es war ein Albtraum: das ganze Zentrum ein riesiger Trümmerberg, in dem der frühere Straßenverlauf nicht mehr zu erkennen war. Hier zu räumen war zum Verzweifeln.

Meine Heimatstadt, unsere schöne Kleinstadt! Einstige Residenzstadt der Herzöge von Zweibrücken, einer Nebenlinie des Hauses Wittelsbach und zwei Generationen lang Könige von Schweden. Dieser vergangene Glanz war noch im 20. Jahrhundert erkennbar: die barocke Vorstadt, sehr beschädigt, das einstige barocke Residenzschloss bis fast auf die Grundmauern zerschlagen, eben so die spät gotische Alexanderskirche mit dem Alexandersgässchen, Reste der alten zu Wohnungen umgebauten Stadtmauer; die barocke Karlskirche aus der schwedischen Zeit, das frühere kleine festliche Hoftheater, die „Fasanerie“ einst ein Lust- und Jagdschlösschen in-mitten eines großen ummauerten Waldparks gelegen. Das Jahrhunderte alte Gestüt, ein großes Areal mit dazugehörender „Rennwiese“, auf der alljährlich Wettrennen stattfanden und von denen ich kaum eines versäumt hatte, weil mein Pferde-begeisterter Großvater mich immer mitgenommen hatte. Alles dies war uns, den Zweibrückern selbstverständlich gewesen; dazu aus bürgerlicher Zeit der Rosengarten, der rasch berühmt und ein Anziehungspunkt geworden war und es wieder ist; aus den 20er Jahren der Mannlichplatz, ein großzügiges in Terrassen hochgebautes Wohnviertel, nichts war unbeschädigt, fast alles zerstört; auch die Schulen, die die Namen der beiden letzten regierenden

Wittelsbacher – Prinzregent Luitpold und König Ludwig III – trugen, das traditionsreiche Gymnasium, Trümmer wohin man sah. Alles ist in den folgenden Jahrzehnten wieder erstanden, schöner als vorher, weil man trotz historischer Treue nicht die Fortschritte der Zeit außer acht gelassen hatte. Aber 1945 war die einstige liebe Stadt im trostlosen Zustand. Es war noch nicht mit dem Räumen begonnen worden, nur einzelne Betroffene wühlten in den Trümmern, hoffend irgend etwas Brauchbares zu finden und zu retten. Ich erinnere mich an ein Klavier das über eine fehlende Hauswand halb ins Freie ragte, so als würde es in den nächsten Stunden oder Tagen abstürzen. Einen seltsamen „Vorteil“ brachte allerdings diese totale Zerstörung: es gab Holz in Mengen: zerschmetterte Dachbalken, zerfetzte Möbel und nicht mehr definierbares „Kleinholz“. Da die Wiederversorgung der Stadt noch kaum in Gange gekommen war – die frühere Molkerei gab an zwei Tagen Milch aus, einige erhaltene Bäckereien hatten geöffnet – brauchte man dieses Kleinholz für die eigenen Küche und sammelte es auch für den nächsten Winter, den man in Erinnerung an die Kriegswinter fürchtete. Sehr langsam wurde der Alltag normaler, die Zuteilungen regelmäßiger aber kleiner, da immer mehr Rückkehrer in die Reste der Stadt kamen und ältere Vorratslagerungen z.B. für den Westwall verteilt und aufgebraucht waren. Der Westwall hatte in den Kämpfen so wenig eine Rolle gespielt wie im Mai 1940 die Maginot-Linie auf französischer Seite; Bomber waren effizienter gewesen. Die Westwallbunker wurden später – soviel ich weiß – von den Siegern gesprengt, ihre Trümmer stehen teilweise noch heute, von Pflanzen und Tieren besiedelt und sollen interessante Biotope geworden sein.

Unser kleiner Haushalt, also meine Mutter und ich, wurstelten uns durch die Tage und Wochen wie alle; schliefen bei Schlechtwetter unter Regenschirmen weil das Dach beschädigt war; meine Mutter war im Garten fleißig und ich hatte beim Forstamt einen Holz sammelschein erhalten und zog mit Leiterwägelchen täglich in den Wald, um von den zerschossenen Bäumen unseren Wintervorrat zu sammeln. Es ging ganz gut, war natürlich Schwerarbeit, die den Klavierfingern zusetzte und mit möglichst viel Üben kompensiert werden musste. Erstaunlicherweise hatte es sich herumgesprochen, dass eine Klavierlehrerin da sei und die ersten Schüler meldeten sich. Klavierstunden zu geben war zwar nicht mein erstrebtes neues Berufsziel, aber wir brauchten das Geld. Auch meine Mutter gab Musikunterricht – Zither – die sie gut spielte. Dieses Instrument hatte 1920 schon ehestiftend gewirkt, denn mein Vater spielte hervorragend Zither und hatte 1919 in Zweibrücken einen Zitherverein gegründet, für den er auch meine Mutter warb. Die Liebe zwischen beiden muss ein „coup de foudre“ gewesen sein mit dem damals einzig schicklichen Ablauf: Verlobung und Heirat. Letztere 1922, ich als „Ergebnis“ 1923. Als wir – meine Mutter und ich – 1945 mit Musikunterricht unser Auskommen fanden, war mein Vater an einem unbekanntem Ort in Kriegsgefangenschaft und jede Nachricht fehlte. Wir konnten allerdings hoffen, dass er noch lebte, denn in Norwegen hatte es keine Kämpfe mehr gegeben.

Inzwischen hatten die Amerikaner die Pfalz an eine französische Besatzung übergeben und der Alltag änderte sich etwas. Von einer Möbel- und Wohnungsbeschlagnahme wurde der Etzelweg nicht

betroffen, aber die Bürokratie nahm zu: es gab neue Ausweise. Hier ist meine Erinnerung nach 60 Jahren lückenhaft und ungenau, aber eine freundliche Überraschung habe ich noch im Gedächtnis. Der zuständige Franzose reagierte bei meiner Auskunft über meinen Beruf „: beim Rundfunk in Prag“ mit Überraschung:“ oh, Kollegin“ und erzählte mir, dass er im heutigen Kambodscha in Phnom Penh als Techniker auch beim Radio war. Die Bürokratie für den Ausweis geriet einige Minute in den Hintergrund und wir fachsimplen so gut es ging über Rundfunkarbeit. Ich ging mit kollegialem Gefühl und mit seiner Zusicherung, dass er mir bei evtl. Problemen nach Möglichkeit helfen wolle. Wir verstanden uns nicht mehr als Deutsche und Franzose, sondern als „Radioteleute“.

Ansonsten war Alltag so gut es ging, d.h. mit den täglichen Fragen „ist eine Zuteilung an Lebensmitteln aufgerufen“ und „was kochen wir heute“. Unser Garten ernährte uns mit einer guten Ernte, schade war nur, dass wir kaum für den Winter vorsorgen konnten. Es gab keine Einweckgläser und es gab keinen Zucker und kaum Salz. Man sammelte Bucheckern, die man gegen Öl, das braun, nicht sehr wohlriechend aber angeblich gesund war, eintauschte. Hunger als Dauerzustand wurde alltäglich.

Für mich ergaben sich zwei Sonderaufgaben mit zwei Reisen. Sie führten mich, nach wie vor in oder auf Güterwagen in die Nürnberger Gegend und in den Spessart. Bei der ersten holte ich das ausgelagerte Gepäck unserer bombengeschädigten Untermieterin. Mein Lohn, ein Paar gut erhaltene Schuhe, die ich dringend brauchte, denn meine noch aus Prag stammenden Kriegs-Sommerschuhe mit Holzsohlen

zerbrachen stückweise.- Die Fahrt in den Spessart galt der Heimholung meiner Großeltern, die dort in einem Altersheim waren. Ihre Zweibrücker Wohnung war in etwa bewohnbar geblieben, aber durch Beschlagnehmung zweier Zimmer für Ausgebombte auf Küche und eine Stube reduziert. Wieder auf einem Güterwagen erreichte ich nach eineinhalb Tagen mein Ziel und brach am nächsten Morgen mit den beiden alten Leuten auf, um tatsächlich am gleichen Tag in einem Güterzug mit amerikanischen Soldaten wieder zu Hause anzukommen. Das Wiedersehen mit ihrer Tochter (meiner Mutter) war Glückes genug, zudem machten die Alltagssorgen keine Pause. Eine gewisse Angst machte noch die Frage der Entnazifizierung meines Großvaters. Er war so lange passives, also nur zahlendes Parteimitglied gewesen, dass er das goldene Abzeichen des „alten Kämpfers“ erhalten hatte. Die anderen alten Kämpfer in Zweibrücken waren längst verhaftet und irgendwo in Gefangenschaft. Eines Tages schickte meine Großmutter einen aufgeregten Bescheid, dass der Großvater von französischem Militär abgeführt worden sei. Aber als wir ebenfalls aufgereggt bei ihr ankamen, war er bereits wieder frei und zu 100 % entnazifiziert. Das bedeutete, dass sie wieder Bezugsscheine beantragen konnten, während man meiner Mutter und mir eben wegen des „alten Kämpfers“ solche verweigerte. Aber eine kleine Schikane von deutscher Seite musste er hinnehmen: von seinem ersparten Geld durfte er nichts abheben, sondern musste bei einer Sozialstelle Unterstützung beantragen. Die wurde ihm gewährt und der Betrag den er erhielt, wurde von seinem Sparkonto abgebucht.

Eines Tages erhielt ich den Befehl ein für die französischen Soldaten vorgesehenes Konzert anzukündigen. Man stellte mir sogar ein Honorar in Aussicht, das ich auch erhielt: 50 Reichsmark mit denen ich auf dem Schwarzmarkt gerade ein achtel Butter hätte kaufen können. Aber dieses Konzert brachte mir wieder den Kontakt zu dem französischen Radiokollegen von Phnom Penh. Und der sollte sich bald bewähren, denn in der 2. Novemberwoche 1945 erreichte uns eine Nachricht von meinem Vater, auf einem Zettel, den er unterwegs jemandem hatte mitgeben können. „Unterwegs“ war ein Transport deutscher Kriegsgefangener auf dem Weg nach Parthenen in Vorarlberg, um dort als Holzfäller zu arbeiten. Sofort stand mein Entschluss fest, zu ihm zu fahren. Um das „Wie“ machte ich mir keine Gedanken. Ich war ja geübt mit Zufallsreisen in und auf Güterwägen – Irgendwie würde ich schon zu ihm kommen. Und ich schaffte es! Aber zuerst brauchte ich einen Mantel oder eine Jacke, meine Winterkleidung hing ja in Prag. Eine Kamelhaardecke die sich fand, reichte für eine Jacke und mein Großvater, der ja Schneidermeister war, nähte sie mir. Das nächste Hindernis war der Rhein, die Grenze zwischen französischer und amerikanischer Zone und ohne Passierschein nicht zu überwinden. Ich ging zu dem französischen Radiokollegen und wünschte einen Passierschein nach Heidelberg um dort in der Universitätsklinik meine schmerzenden Handgelenke behandeln zu lassen, die wieder einmal, wie schon zur Zeit meines Musikstudiums mir Schwierigkeiten bereiteten. Der Schein wurde ausgestellt und als er fast fertig war, bat ich auch noch Bregenz anzugeben, um mich dort nach Verwandten erkundigen zu können. Die Frage ob Bregenz eine deutsche Stadt sei,

bejahte ich, für mich war sie es; jedenfalls deutschsprachig, ich hatte „Großdeutschland“ noch nicht vergessen. So startete ich am 5. Dezember in Zweibrücken, verbrachte eine Nacht mit vielen Anderen in einer Unterführung in Karlsruhe – Knielingen, von wo die Züge nach Süden rollten, also Richtung Bodensee – Österreich. Am Abend waren wir an der Grenze und ich erwartete mit Herzklopfen die Kontrolle. Aber ich hatte Glück. Auch Österreich hatte vier Besatzungszonen und Vorarlberg lag in der Französischen; mein Passierschein war gültig. Gegen Mitternacht erreichte der Zug Bludenz als Endstation. Große Kälte - und ich stand ratlos auf dem Bahnhofsvorplatz und mit mir noch eine andere junge Frau, genau so ratlos wie ich. Wir gingen stadteinwärts um am ersten Gasthaus zu läuten. Tatsächlich öffnete die Inhaberin, konnte unsere Frage nur mit dem Hinweis beantworten, sie habe nur noch ein Einzelzimmer frei, und wir sollten uns einigen, wer es haben sollte. Peinlich – aber wir hatten den gleichen Gedanken: Besser zu zweit in einem Bett als zu entscheiden, wer in der Kälte (er)frieren müsse. So hatten wir eine ganz gute Nacht und machten uns am Morgen auf, um zu unseren Zielen zu kommen. Aber mein Ziel lag plötzlich auf dem Mond, denn nach Parthenen fuhren keine Züge. Ich fragte hartnäckig weiter, erfuhr aber nur oder doch so viel, dass am Nachmittag eine Werksbahn die Arbeiter der Illkraftwerke nach Parthenen zurück bringe. Aber eben nur die Werksarbeiter. Ob ich den Leiter der Gruppe erweichen würde? Mir blieb nichts übrig als zu warten, auf mein Glück zu hoffen und mir einen wirkungsvollen Bitttext zu überlegen. Der Zug kam und der Leiter der Gruppe sagte „nein“, versicherte aber, dass es den

Kriegsgefangenen ordentlich gehe. Natürlich redete und bat ich weiter und wohl weil er nicht zu hart reagieren wollte, fragte er mich nach dem Namen meines Vaters. Als ich ihn nannte, ereignete sich wieder ein kleines Wunder, denn ganz überrascht rief er „mit dem Holstein spiele ich einmal in der Woche Schach“. Die „prisonniers de guerre“ durften sich in Parthenen frei bewegen, denn jeder Fluchtversuch hätte jetzt – es war der 6. Dezember – mit dem Erfrieren geendet. Natürlich durfte ich nun einsteigen „Das wolle er auf seine Kappe nehmen“.

So kam ich also an mein Ziel und wurde von ihm mit nach Hause genommen, da die Holzfäller noch nicht Feierabend hätten, aber er würde sofort entsprechenden Bescheid ins Lager schicken. Seine Frau gab mir etwas zu Essen – und ich wartete. Dann endlich traf mein Vater ein. Ein total aufgeregter und sehr bleicher Vater, dem die Worte fehlten. Dieses Wiedersehen steht mir noch heute vor Augen, die heftige stumme Umarmung „Kind...!!“ Und dann rasch die Frage „und wie geht's der Mutti?“ Und auf meine beruhigende Auskunft die weitere Frage ob ihr nichts, gar nichts passiert sei. Da ich auch dies bestätigen konnte, mit tiefem Aufatmen „Gott sei Dank“. Mir dämmerte, dass er an die russischen Soldaten in Prag dachte und an die Vergewaltigungen, die vorgekommen sein sollten. In diesem Sinne hatten meine Mutter und ich Glück gehabt und dann hatte ich plötzlich den strahlendsten, zu tiefst erleichterten Vater vor mir.

Er müsse mich dem Lagerkommandanten, der auch Ortskommandant war, vorstellen und wir machten uns auf den Weg. Der französische Offizier war sehr freundlich, erlaubte mir eine Woche in Parthenen zu bleiben und als ich ihm meinen Passierschein vorwies, der über einen

Monat ausgestellt war und den er mit Verwunderung zur Kenntnis nahm, gab er meinem Vater eine Woche Urlaub als „Holzfäller und prisonnier“ und schickte mich noch zum Bürgermeister, da mir Lebensmittelkarten zustünden. War ich nicht wirklich ein Glückskind? Jetzt fehlte noch ein Nachtquartier für mich. Aber da wusste mein Vater Rat. Er kannte eine Familie, deren Tochter er Zitherunterricht gab und die mich wohl unterbringen könnten. Auch das klappte – und nun lag eine glückliche Woche vor uns. Eine Woche „Urlaub“! Wir marschierten durch den Ort, denn bei -12° – konnte man nicht mehr „spazieren“ gehen Parthenen ist so eng von hohen Bergen umgeben, dass im Winter ca. 2 Monate lang kein Sonnenstrahl den Ort erreicht. Da ein Gasthaus aber geöffnet hatte, fanden wir immer eine warme Zuflucht. Zu erzählen gab es übergenug, denn seit Januar 1945 hatten wir nichts mehr von einander gehört.

Soweit es Kriegsgefangenen gut gehen kann, traf es auf dieses Lager zu: die Holzfäller erhielten Mahlzeiten mit Schwerstarbeiterzulage und warm war ihre Baracke auch, denn an Holz mangelte es ja nicht. Da damals der Arlberg im Winter nicht passierbar war, konnte das Land Vorarlberg keine Lebensmittel ins übrige Österreich liefern und so lebte man mit der Eigenversorgung recht sorgenfrei. Nur Brot war rationiert, denn Vorarlberg hatte keine ausreichende eigene Getreideerzeugung. Bei meiner Abreise musste ich nur meine Brotmarken abgeben, die übrigen für 4 Wochen ausgehändigten Lebensmittelkarten beließ mir der Bürgermeister großzügig zur Eigennutzung. Am Tag meiner Rückreise brachte mein Vater ein

kleines, selbst gefälltes Tannenbäumchen für unseren Weihnachtsabend in Zweibrücken.

Die Heimfahrt war ohne Probleme, nur eben in Ablauf und Pünktlichkeit nicht vorhersehbar, es gab noch keine wirklich gültigen Fahrpläne. Allerdings wuchs meine innere Anspannung, je näher ich der Grenze kam, einige Mitgefangene meines Vaters hatten mir Briefe an Angehörige zum Weitersenden mitgegeben, da über die Grenze noch kein Postverkehr lief, jedenfalls nicht für Kriegsgefangene. Ich befürchtete, dass man mich auf solche Briefe kontrollieren und mir Schwierigkeiten machen würde. Ich ließ mir deshalb einen fingierten Brief schreiben und konnte damit an der Grenze die Frage, ob ich Post dabei habe, wahrheitsgemäß und risikolos mit „Ja“ beantworten. Ich musste den Brief abgeben, man ließ mich aber die Anschrift notieren, um meinerseits der Familie Nachricht geben zu können. Mein kleiner Schwindel funktionierte und ich brachte das Päckchen „echter“ Briefe wie erhofft über die Grenze. Nach eineinhalb Tagen Rückfahrt war ich wieder daheim, zur Erleichterung meiner Mutter und Großeltern und natürlich mit Spannung erwartet. Ich hatte dreierlei Mitbringsel,: meinen interessanten Reisebericht, das Christbäumchen und meine kleinen Lebensmittel-Raritäten aus dem österreichischen Markengeschenk. Wir nahmen alles für erste Lichtblicke in eine zwar noch ferne, aber doch wieder bessere Zukunft und erlebten so die erste Nachkriegsweihnacht nicht ganz freud- und hoffnungslos.

Aber vorerst war das noch eine Täuschung. Der Alltag wurde immer schwieriger, die Lebensmittelzuteilungen noch geringer. An den Winter

1945/1946 erinnere ich mich nicht mehr, er muss „normal“ gewesen sein, also ohne extremen Frost oder Schnee.



Für mich wurde die Frage, ob ich eine Chance bei einer Rundfunkanstalt finden würde, immer beunruhigender. Aber eines Tages erschienen in der Zeitung – auch sie gab es nun wieder –

Stellenangebote vom amerikanisch geführten neuen Sender in München. Ich bewarb mich sofort und erhielt mit der Antwort auch gleich den berüchtigten Fragebogen mit circa 130 Fragen, darunter auch die, ob in der Familie Parteimitglieder gewesen seien. Ich nannte meinen Großvater als altes, passives aber bereits, mit 100% igem Freispruch entnazifiziertes Parteimitglied. Ich selbst war nirgends Mitglied gewesen, wäre aber, wenn doch, unter die Jugendamnestie gefallen. Die dennoch negative Antwort aus München folgte rasch und zerschlug meine erste Hoffnung.

Es dauerte bis Mitte 1946 ehe ich eine weitere Zeitungsnotiz über eine Rundfunkgründung entdeckte. In Baden-Baden, dem Hauptquartier der französischen Besatzung hatte man schon seit einigen Monaten mit dem Aufbau einer Radiostation, dem Südwestfunk (SWF) begonnen. Der Zeitungsbericht meldete nun, dass in Kaiserslautern ein Studio des SWF entstanden sei, Nachfolgerin eines kleinen Ablegers vom einstigen Radio Saarbrücken. Diese Nachricht elektrisierte mich und ich fuhr schon am nächsten Tag hin um mich nach Möglichkeiten einer Mitarbeit zu erkundigen. Es klappte besser und leichter, als ich mir

vorgestellt hatte. Die Erwähnung meiner Rundfunkzeit bei der Sendergruppe Böhmen-Mähren genügte um mich bereits als geeignet anzusehen, dazu noch ein Musikstudium, einwandfreie Stimme und Akustikkenntnisse – ich wurde sofort genommen und sollte am besten gleich am nächsten Tag anfangen.

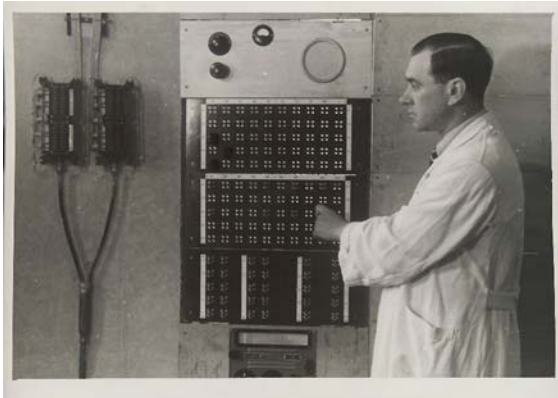
Weil mir das nicht möglich war, wurde die folgende Woche festgelegt und so war ich ab 10. August 1946 Angestellte des Südwestfunk – Studios Kaiserslautern. In Zweibrücken musste ich meine Zelte abbrechen, meiner Mutter die glückliche Lösung berichten, meine Klavierschüler verabschieden und rundum Ade sagen. Meine Mutter verstand natürlich meine Freude, war aber auch erschrocken, denn sie kränkelte in jenen Tagen und würde mich entbehren. Aber auch sie war der Meinung dass ich diese Chance nicht aufs Spiel setzen dürfe. Die deutsche Gesamtsituation war noch so unüberschaubar, unsere zukünftige Existenz so ungeklärt, dass jeder froh war, der Arbeit fand. Einen Tag vor meinem Dienstbeginn in Kaiserslautern kam überraschend mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurück und er wurde leider nicht fröhlich empfangen. Zugleich mit meiner Abreise musste meine Mutter ins Krankenhaus. Mein Vater kam aus einem französischen Kriegsgefangenenlager in der Pfalz, wo es ihm weniger gut ergangen war als in Parthenen. Er war verbittert und stand auch vor der Frage wie es jetzt weiter gehen sollte. Seit seiner Einberufung 1939 bis zu seiner Entlassung jetzt 1946 war er kaum mehr einen selbstbestimmten Tag gewohnt. Meine Mutter dagegen umso mehr, es war ihr in all den Kriegsjahren auch gar kein anderer Weg geblieben

als selbständig zu handeln. Mein Vater beanspruchte jetzt für sich ganz selbstverständlich wieder die Rolle des Haushaltsvorstandes und meine Mutter reagierte entsprechend ihren neuen Erfahrungen. Für beide eine schwierige Übergangszeit, belastet noch durch die Krankheit meiner Mutter. Für meinen Vater also eine leere Wohnung. Dazu der armselige Alltag mit magerer Kost, das Wiedereingewöhnen in die zivile Existenz und die Frage wie geht es weiter? Er musste die Hoffnung auf ein glückliches wieder Daheim-sein aufschieben.

Ich aber war glücklich, in Kaiserslautern wieder Funkluft zu atmen. In der Mozartstraße hatte ich ein freundliches Zimmer gefunden, bei einer sympathischen Vermieterin mit einer Tochter annähernd gleichen Alters wie ich. Die wenigen Kollegen im Funkhaus – das aus einer Etage in einem Bankgebäude bestand – schienen nett zu sein, der Studioleiter weniger Chef als Kollege und ein französischer Kontrolloffizier, Leutnant Miltenberger aus Straßburg, von Herkunft Studienrat der vor allem auf die sprachliche Unverfänglichkeit der Sendungen zu achten hatte. Mit Bann belegt waren zum Beispiel Wortverbindungen mit Führer..., General..., also Lokomotivführer, Generalmusikdirektor usw., die uns ziemlich erheiterten. Man machte sich gegenseitig bekannt, mit ein paar erklärenden Worten über die bisherige Tätigkeit und alle blickten optimistisch in die neue Zukunft. Eine Begegnung ist mir allerdings besonders in Erinnerung geblieben: Als Herr Grösch, so hieß der Studioleiter mich mit dem technischen Leiter, der die ganze Sendeeinrichtung konstruiert hatte bekannt gemacht und ich diese mit meinen Prager Funkerinnerungen verglichen hatte, fragte ich: „Und wo bitte sind die Magnetofonräume“ worauf

dieser technische Leiter, ein Diplomingenieur der Hoch- und Niederfrequenztechnik ein bisschen ausrastete und mit der Frage konterte „Mein Fräulein, haben Sie schon gehört, dass wir den Krieg verloren haben?“ Ich war beeindruckt von diesem neuen Kollegen.

Also keine Möglichkeit zu Bandaufnahmen und damit auch keine



Möglichkeit zu Korrekturen, sodass alle Sendungen „Original“ hinausgingen, also klappen mussten. Kein Irrtum, kein Versprecher, kein falscher Ton sollte passieren. Natürlich passierte

ab und zu schon etwas, der absolut fehlerfreie Mensch ist bis heute noch nicht geboren oder erfunden. Gekonnte Improvisation war also gegebenenfalls gefordert; die genaue Zeitansage wurde von einem Küchenwecker abgelesen, den man vorher nach der Zeitansage von AFN gerichtet hatte. Die Formel „Mit dem Gongschlag ist es ...“ war mangels eines Gongs auch noch nicht in Gebrauch gekommen. Schalldichte Türen: Fehlanzeige. Bei Sendungen wurden Fluren und Nachbarräume vorsorglich geräumt. Ferner gab es von sechs bis 23 Uhr einen sogenannten Bereitschaftsdienst von je drei Personen, der dann um 23 Uhr mit Nachtausweis, denn es herrschte noch allgemeine Sperrstunde, durch die sehr zerstörte, menschenleere Stadt nach Hause eilte (1946).

Das Studio hatte nur einen geringen Anteil am Gesamtprogramm. Die Themen hatten pfälzische, heimatliche Inhalte zu haben, die in sogenannten Hörfolgen präsentiert wurden. Im Musikprogramm war diese regionale Forderung schon schwieriger zu erfüllen; die Lösung hieß „Komponisten und Interpreten aus der Pfalz“ und als Variante dazu „Junge Künstler musizieren“. Dabei machte man nicht an den neuen Zonengrenzen halt, sondern dachte

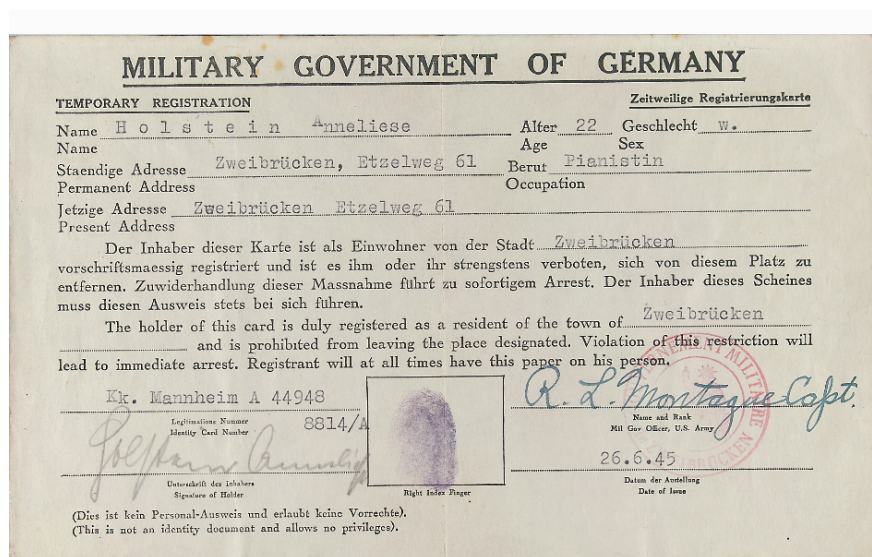


im Bedarfsfall kurpfälzisch, also noch ein Stückchen rechtsrheinisch, um Mannheim und Heidelberg herum. Ferner gab es noch das Rundfunkorchester Kaiserslautern, etwa in der Stärke eines Kammerorchesters und unter der Leitung von Emmerich Smola, einem tüchtigen Musiker aus Böhmen. Ein gleiches Studio für die französische Besatzungszone Rheinland mit Sitz in Koblenz hatte gleiche Programmaufgaben wie Kaiserslautern und die beiden Studios kamen – einen über den anderen Tag – wechselnd ins Programm.

Ähnlich wie in Prag war ich wieder Mädchen für alles bzw. für Vieles. Die „Jungen Künstler“ wurden bald ganz meine Aufgabe, aber gelegentliche Ansagen oder auch Blattwenden bei Musiksendungen blieben auch bei mir. Dazwischen entdeckte ich meine Lust am

Schreiben und wurde zur Verfasserin von ca. 20 pfälzischen Hörfolgen und kleinen Hörspielen. Die Materialbeschaffung war ein Fall für sich: Zum Teil hatten die Bomben Bibliotheken beschädigt, oder ein benötigtes Buch war in einer anderen Zone, oder der Autor war Nazi gewesen und stand auf einer Sperrliste. Dabei waren in diesem Punkt die Franzosen viel großzügiger als die anderen Zonenregierungen, z.B. war die berühmte Filmschauspielerin und Sängerin Zarah Leander bei den anderen Funkanstalten gesperrt wegen ihrer Auftritte im „Dritten Reich“ aber mindestens zwei Jahre lang immer wieder in Kaiserslautern verpflichtet und brachte so unverhofften Glanz in unser kleines Studio.

Eine andere
 Programmerweiterung
 waren die evangelischen und
 katholischen Morgenfeiern,
 die, weil Musik dazu
 gehörte, mir



zugeteilt wurden. Auch sie wurden im Wechsel von den Landesstudios gesendet und neben dem Text hatte man dazu noch zwei Choräle und Orgelstücke bereit zu haben. Das Schema entsprach zunächst dem sonntäglichen Gottesdienstablauf in der Kirche und galt über mehrere Jahre.

Nach und nach verbesserte sich die technische Ausstattung des Funkhauses, jedes neue Mikrofon wurde freudig in Betrieb genommen und das erste Magnetofon war ein Ereignis. Die erste Außenaufnahme wurde zu einer wichtigen Sache. Zwar fehlte dafür noch ein Auto zum Transport der technischen Geräte, aber das durfte kein Hindernis sein, zur Not war das auch mit einem Handwagen zu bewältigen; ein „unmöglich“ gab es für den technischen Leiter nicht. Es blieb bei dieser einmaligen Improvisation, denn unser französischer technischer Kontrolloffizier, Mr. Renard, reagierte wütend, dass unsere Verwaltung gerade an diesem Tag den einzigen Wagen für sich beansprucht hatte. „Verwaltung“ oder „Programm“ – ein typischer Gegensatz mit ein bisschen Eifersucht um die eigene Wichtigkeit. Ein weiteres Gegensatzpaar waren die „Neuen“ beim Rundfunk und die „alten Hasen“, die schon bei der vergangenen Reichsrundfunkgesellschaft angestellt gewesen waren; also das Radio-ABC kannten. In Kaiserslautern waren wir zu fünft, die diesen Bonus voraus hatten, ein vergänglicher Bonus, denn die neuen Kollegen waren vif und lernten rasch. In der Zentrale Baden-Baden waren mehrere bedeutende Vertreter aus der alten RRG (Reichsrundfunkgesellschaft) verpflichtet worden. Erster Intendant beim neuen Südwestfunk war Professor Bischoff geworden, der sich in der Vergangenheit mit der „schlesischen Stunde“ u.a. einen Namen gemacht hatte; Lothar Hartmann, ein ebenfalls schon aus RRG Zeiten bekannter Rundfunkmann wurde nun der Programmdirektor des SWF, schließlich ein Sendeleiter, Schönwasser, so wie ich in Prag tätig, wo er „Bellaqua“ genannt wurde und für Literatur zuständig war.

Nach diesen Reminiszenzen wieder zurück auf den Boden meiner Froschperspektive, in die Zeit des andauernden Mangels und des Hungerns. Was man, je länger je mehr entbehrte, waren kulturelle Eindrücke. Es gab kaum noch für solche Veranstaltungen geeignete Räume, die auch kalt blieben, die Straßen noch weitgehend schlecht beleuchtet und da begann die Kunst aufs Land zu ziehen. In manchen Landgemeinden gab es auch musikliebende Bewohner, die bereit waren ein Konzert mit Naturalien zu honorieren. Eines Tages meldete sich die Bekannte, die als Sängerin unser häusliches Musizieren in den beiden letzten Vorkriegssommern bereichert hatte mit dem Angebot für ein Orgelkonzert in ihrer Heimatgemeinde, bei dem sie natürlich auch mitwirken würde, evtl. noch mit einem Geiger, uns bekannt aus der Schulzeit. „Sponsern“ (das Wort war damals 1946/47 noch nicht in Gebrauch) würde es eine musikliebende Mühlenbesitzerin und zwar in „Kalorienwährung“: ein gutes Abendessen, je eineinhalb Kilogramm Mehl und zwei Eier. Ein fürstliches Honorar, wenn man es in seinen Schwarzmarktwert umrechnete. Es wurde ein erfolgreicher Abend, wir drei hatten auch gründlich und kritisch geprobt, dem noch zwei oder drei Engagements auf gleicher Basis in anderen Orten folgten. An solchen Abenden waren dann unsere Mägen nicht nur gefüllt, sondern mit Köstlichkeiten beglückt worden. Leider kam für diese kleinen Konzerte mit der Währungsreform ein rasches „Aus“ und zwar von zwei Seiten. Nicht nur in der Landwirtschaft wurde das Geld in seinem realen Wert wieder geschätzt sondern auch ich die Organistin bei diesen Konzerten wurde abgelehnt und zwar von Kirchengemeinderat einer evangelischen Kirche in Kaiserslautern wo ich vorher üben

konnte. Weil ich ja ein sicheres Einkommen hätte, was stimmte, zweitens der Organist aber noch nicht, also bei Konzerten zuerst berücksichtigt werden müsste, weil die Kirche ihn nur niedrig bezahlen könne und drittens man mich nie im Gottesdienst sehe.

Und noch ein anderer Handel fällt mir ein: Einige Wochen vor Weihnachten 1947 fragte meine Eltern mich ob sie meinen langen dicken Zopf, der 1942 abgeschnitten worden war, eintauschen dürften gegen Mehl, Butter, Zucker und Eier, geboten von einer Landfamilie die den Puppen ihrer beiden Töchterchen zu Weihnachten Echthaarperücken machen lassen wollten. Das Angebot war wirklich toll und mein alter Zopf erwies sich plötzlich als kleines Vermögen.

Damit soll es genug sein mit Erinnerungen an die direkten Nachkriegsjahre. Man übte sich wieder in der Normalität ein und auch beim Rundfunk wandelte sich das häufige Improvisieren in einen geregelten Arbeitsalltag, soweit es den in der Funkarbeit überhaupt geben kann. Dafür wird sie nie zur Routine, ist abwechslungsreich, bietet immer wieder Neues, Eigeninitiative gehört dazu, gute Beiträge sind eine Selbstverständlichkeit.

So kam der Sommer 1948 und mit ihm die lang erwartete Währungsreform. Bis dahin galt noch immer die alte Reichsmark auch wenn man nichts dafür kaufen konnte. Mit der Währungsreform waren wir über Nacht alle gleich arme Habenichtse geworden mit einer Erstzuteilung von 40 DM. Und oh Wunder man konnte bald wieder etwas kaufen. Nach meiner Erinnerung wurden die Lebensmittelzuteilungen bald erhöht und für manche Dinge fiel die Markenbeschränkung. Die ersten Nylonstümpfe tauchten auf und

unsere Nasen lernten wieder den Duft von Bohnenkaffee kennen. Das erste Stück Schokolade war für die meisten Kinder eine Neuigkeit. Aber es stellten sich auch rasch erste, fast vergessene Sorgen ein. Die 40 Anfangs-DM waren rasch verbraucht, die alten Sparkonten noch nicht zugänglich, zudem wurden diese nur noch bis 10 000 DM anerkannt und diese dann auf ein Zehntel abgewertet. Es blieben also 1000 DM.

1000.- DM gutes Geld, jeder Pfennig in seinem Echtwert brauchbar. Und man brauchte ja so vieles, es fehlte an den alltäglichen Dingen bei allen Menschen. Ganz zu schweigen von den Flüchtlingen und den total Ausgebombten, die wirklich bei „Null“ anfangen mussten. Auch meine Eltern wurden sehr rasch und hart davon betroffen. Wer konnte und wollte jetzt noch Geld für Musikunterricht ausgeben, denn mit dem neuen Geld kam nicht „automatisch“ die Möglichkeit es verdienen zu können. Unzählige Arbeitsstätten waren zerstört worden, Trümmer und Ruinen wohin man blickte, auch in meiner kleinen Heimatstadt und in Kaiserslautern, wo ich zu den Glücklichen zählte, die ihr Auskommen schon gefunden hatten. Auch wer bei einer Behörde arbeitete war zwar gesichert, aber die Behörden waren im Neuaufbau mit nur kleinem Mitarbeiterstab. Der Rundfunk war zunächst gewissermaßen pleite, denn er brauchte Hörergebühren um Honorare und Gehälter zahlen zu können. Honorare sollten und wurden durch Eigenbeiträge der Mitarbeiter eingespart, die Gehälter vorübergehend ausgesetzt, sie wurden später nachgezahlt. Die bisherige Zuarbeit der freien Mitarbeiter musste durch Beiträge der Angestellten ersetzt werden. Damit standen diese Mitarbeiter vorübergehend vor dem Nichts.

Die Aufforderung zu Eigenbeiträgen beflügelte meine literarischen Ambitionen und ich verfasste wieder fleißig Hörfolgen, überwiegend in Anlehnung an kleine oder große geschichtliche Ereignisse, die die Kurpfalz betrafen. Ein ergiebiges Feld, denn pfälzische Geschichte war zeitweise europäische Geschichte gewesen. So waren z.B. Zweibrücker Herzöge Könige in Schweden geworden. Der bekannteste: Karl XII., der ein Verbündeter des polnischen Königs Stanislaus Leszinsky gegen Russland wurde und in der Schlacht bei Poltawa eine so schwere Niederlage erlitt, dass er außer Landes fliehen musste. Karl XII bot ihm Zweibrücken als Exil an und der Name einer Bahnstation kurz vor Zweibrücken –Tschifflick– erinnert noch heute an dieses polnische Bündnis. Aber schon nach drei Jahren wendete sich für Stanislaus das Schicksal zum Guten, denn seine Tochter Marie heiratete den König Ludwig XV von Frankreich und Stanislaus wurde Herzog von Lothringen. Zum Regieren hatte er zwar wenig Geschick und der König stellte ihm einen Statthalter zur Seite, aber dieser einstige polnische König baute die wunderbare Residenz in Nancy, der Hauptstadt Lothringens, und blieb durch sie bis heute unvergessen. Auch für Zweibrücken blieb ein Stückchen Erinnerung übrig: Auf einer Reise 1974 in Frankreich, entdeckte ich an einer Kreuzung in Nancy überrascht und erfreut einen Wegweiser mit der Aufschrift „Deux-ponts“ also „Zweibrücken“. In Zweibrücken erinnert noch die Karlskirche an diese schwedische Periode, zusammen mit zwei Künstlernamen dem Architekten Mannlich und dem Maler Sundahl. Auch einem Statthalter Oxenstierna gilt das Andenken und diese ganze Verquickung in diese schwedisch-europäische Geschichte ist neu

belebt, seit in den letzten Jahrzehnten europäische Städtepartnerschaften entstanden.

Der SWF wuchs langsam aber stetig in größere Aufgaben hinein und der Bedarf für mehr Platz wuchs auch. In Kaiserslautern brauchte das kleine Rundfunkorchester ein größeres und vor allem akustisch besseres Studio. Die Rundfunkwissenschaft erweiterte sich, die Ohren der Fachleute und der Hörer waren kein ausreichender Maßstab mehr. Mit Messgeräten prüfte man die Qualität von Mikrofonen, Magnetophonen und Tonbändern. Kriterien wie – Höhen, Tiefen und Nachhall wurden debattiert zum Fortschritt der Quantität musste die Steigerung der Qualität kommen. Zu diesen Problemen kam ein politischer Änderungsplan über eine Zusammenlegung der Studios Kaiserslautern und Koblenz in einem gemeinsamen Studio Mainz, entsprechend dem politischen Ziel aus den beiden französisch besetzten Zonen Pfalz und Rheinland ein gemeinsames Land Rheinland-Pfalz zu schaffen.

Das war logisch, allerdings hatten die beiden Länder niemals zusammen gehört. Das Rheinland war im 19. Jahrhundert preußisch geworden, während die Kurpfalz dem Hause Wittelsbach verwandtschaftlich verbunden war und im 19. Jahrhundert als Nachfolger der erloschenen bayrischen Linie in München einzog. Anders stand es um die beiden südlichen französischen Zonen rechts des Rheins: Südbaden und Württemberg-Hohenzollern. In Südbaden konnte in Freiburg ein früheres Studio (Vorkriegsgründung von Radio

Frankfurt?) nach Umbau erneut in Betrieb genommen werden, während Südwestfalen mit Kassel als Hauptstadt als einzige Zone noch ohne eigene Radiostimme war. Ein Studio in Kassel wurde von den französischen und deutschen Behörden geplant und der Planung folgte dann die Realisierung. Es ging damit rasch voran und schon im Juli 1950 konnte das Landesstudio Kassel, technisch wie Kassel unter der Leitung von Josef Gusenbauer eingerichtet, seine Sendungen starten. Eine Frage war: wohin mit den in Kassel und Koblenz frei werdenden Mitarbeitern? Die Lösung fand sich rasch, denn Wünsche wurden berücksichtigt. Ich entschied mich für Kassel, wo der Volksliedforscher, Dr. Alfred Quellmalz, Studioleiter geworden war und ich als seine Mitarbeiterin ganz mit Musik beschäftigt sein würde. Als Regionalstudio war die Programmaufgabe wieder das Regionale, was aber im Westfälischen etwas anderes war als in Kassel. Hier hat Volksmusik Tradition und jede Stadt und Gemeinde hat eine Blaskapelle und einen Chor, meist einen Männerchor. Es gab auch gemischte Chöre, aber wichtig nach eigenem Verständnis, waren die Männerchöre, die oft eine Tradition von 100 Jahren und mehr hatten. Ich lernte alle rasch und gründlich kennen, denn dieses neue Studio hatte noch keinen Vorrat, kein Archiv in das man greifen konnte um Sendungen zu gestalten. Also hinaus ins Land in Städte und Gemeinden um so viele Aufnahmen wie möglich zu machen. In den ersten drei bis vier Monaten waren wir fast jeden Abend unterwegs um unseren musikalischen Bedarf zu decken. Zur Verfügung hatten wir dazu einen kleinen alten

Übertragungswagen, kurz Ü-Wagen genannt, der im Krieg einer Propagandakompanie gehört hatte und äußerst robust war.

Aber sonst: Er
schlecht
hatte undichte
keinerlei
Bei einer
Aufnahme war
zu dritt: der
Toningenieur



war
gefedert,
Türen und
Heizung.
solchen
man meist
Fahrer, der
und der

Aufnahmeleiter, also ich, wenn es um Musik ging. Eine Musikaufnahme dauerte zwei bis drei Stunden und im Winter war man danach durchgefroren bis auf die Knochen. Wer in diesem Wagen arbeitete, hatte im Laufe eines Winters die gängigsten Erkältungskrankheiten zu absolvieren, aber man härtete sich ab. Im Funkhaus mussten dann diese Aufnahmen sendefertig geschnitten werden, wobei das Einsetzen nachgespielter Korrekturen die zeitraubendste Arbeit war. So manches Programm ist erst auf die vorletzte Minute vor der Sendung fertig geworden. Aber nach einigen Monaten hatten wir diese Engpässe überwunden und waren fast bei der Normalität angelangt.

Bei den Kapellen wurde die Mitwirkung in unseren Blasmusiksendungen ein begehrter Termin und eine Prestigefrage. Daran, dass zur Aufnahme eine Frau erschien und Fehler und Unsauberkeiten in der Intonation monierte, mussten sich die Männer

erst gewöhnen. Bei meiner allerersten Aufnahme, war bei meiner Vorstellung durch den Dirigenten einer der Musiker völlig verblüfft mit der Frage herausgeplatzt „Was, ein Weib macht die Aufnahme!“. Damals waren Blaskapellen noch eine ausschließlich männliche Domäne. Das änderte sich in den folgenden Jahren aber rasch, hauptsächlich aus Mangel an männlichem Nachwuchs vor allem bei den Flöten und Klarinetten. Als die ersten Spielerinnen sich als nützlich in den Kappellen erwiesen, war der Bann gebrochen und heute sind Kappellen mit weiblichen Mitgliedern selbstverständlich.

Bei den Chören, also Männerchören war man ebenso überrascht, dass ein „Weib“ das Sagen hatte und oft genug kritische Anmerkungen machte. Der Stil der Männerchöre war noch weitgehend auf Herz und Schmerz abgestellt und das „Mädchen mit den blauen Augen“ ließ die Männerstimmen beben und dahin schmelzen. In der Hochschule Mannheim hatte ich neben Klavier und Orgel einen zweiseimestrigen Chorleiterkurs absolviert und dabei andere Interpretationsvorstellungen gewonnen. Besonders in Erinnerung ist mir die „Loreley“ ein Heine-Text, den der Tübinger Universitätsmusikdirektor Friedrich Silcher vertont hat –übrigens schön wenn man es richtig sang. Aber in den frühen 50er Jahren bebten die Stimmen von Ton zu Ton und ich wusste oft nicht, wie man einen solchen Chor von seinem „Herzensbibber“ abbringen könnte. Aber zum Glück hatten einige Dirigenten schon begonnen, den Interpretationsstil neu zu überdenken. In Hechingen gab es einen Dirigenten, Wolfgang Wallishäuser, der mit einem Oktett von guten Männerstimmen neue Ausdrucksmöglichkeiten versuchte. Damit

war der erste Schritt auf einem neuen Weg getan auf dem man bleiben konnte, da er die Chöre selbst und auch ihre Zuhörer überzeugte. Soviel über die volksmusikalischen Aufgaben im Studio Tübingen.

Eine wichtige Rolle spielte in Baden-Württemberg auch das Akkordeon. Das hatte zunächst seinen Grund darin, dass Trossingen durch die Hohner Akkordeon-Fabrik führend geworden war und sich neben dem Musikinstrumentenbau auch um den praktischen Gebrauch des Instrumentes, also um das Spielen seiner Instrumente verdient machte. In Rudolf Würthner gab es einen virtuosen Spieler, einen kompetenten Lehrer und einen guten Dirigenten. So entstand das Hohner-Akkordeon-Orchester, das sich in bisher nie gekannter Qualität für das Akkordeon Spiel einsetzte und dabei in seinen Programmen weit über den bis dahin volkstümlichen Gebrauch des Instrumentes hinaus ging. Es adaptierte Werke der größten Komponisten und hatte damit in weltweiten Konzertreisen Erfolg. Daneben wuchs auch die Zahl der Solisten, sodass für einige Jahre Akkordeon-Weltmeisterschaften ausgetragen wurden. Es war nur ein kurzer Höhepunkt, was aber blieb war die allgemeine Qualitätssteigerung des Akkordeonspiels insgesamt.

Daneben kam aber auch die Kammermusik zu ihrem Recht nachdem wir einen gebrauchten aber guten Flügel bekommen hatten. Ein richtiges Funkhaus hatten wir noch nicht, aber durch die französische Besatzungsmacht ein Verbindungshaus zugewiesen bekommen. Es war das Frankonenhaus, schön und repräsentativ, wie die meisten Verbindungshäuser und erfüllte mit dem Anfangsausbau seinen Zweck.

Es gab zwei Magnetofonräume mit zwei Sprecherstudios und auch einen großen Aufnahmeraum in dem der Flügel einen akustisch günstigen Platz hatte. Dazu für den Kreis von ca. 25 Kollegen ausreichende Büroräume. Also ein Anfang, dem in Kaiserslautern



nicht unähnlich, aber schon komfortabler. Bis 1954 blieb das Landesstudio Tübingen dort beheimatet, bis ein Funkhaus-Neubau die Lösung brachte. Der Studioleiter hatte bereits 1951 gewechselt und Arthur Georg Richter „ein alter Hase“ aus RRG Zeiten, war für lange Jahre der temperamentvolle Chef. Sein Gebiet war das Wort und so gewann ich meine musikalische Unabhängigkeit.

Was noch nicht leichter geworden war, war das Finden einer eigenen Wohnung. Zunächst hatte ich bei sehr lieben Menschen ein kleines sechs Quadratmeter großes Kämmerchen bezogen, ohne Fenster. Und es schien ein Glücksfall zu sein, als ich ein ganz normales großes Zimmer glaubte gefunden zu haben. Aber man wünschte zunächst von mir einen Lebenslauf und machte mich mit den Bedingungen bekannt: nur bis 22 Uhr Besuch, keine größere Kocherei, höchstens gekochte Eier. Diese Bedingungen missfielen mir so sehr, dass ich in mein sechs Quadratmeter Zimmerchen zurückkehrte, denn das gehörte lieben freundlichen Menschen. Aber wie so oft, hatte ich Glück und fand ein

schönes, großes Zimmer bei zwei alten und ebenfalls freundlichen Damen. Dieses Zimmer blieb auch noch ein gutes Domizil etwa bis 1952, nachdem ich geheiratet hatte. Mit diesen alten lieben Damen erlebten wir eine rührende kleine Geschichte: dass wir nach unserer Heirat eine Wohnung suchen würden, war auch ihnen selbstverständlich, aber je herzlicher unser Miteinander wurde, umso betrüblicher war ihnen der Gedanke an unseren irgendwann unvermeidlichen Auszug. Als wir ihnen einmal wieder von einer vergeblichen Suche erzählten, gestanden sie, dass sie jeden Abend darum beteten, dass es noch eine Weile dauern möge mit der erfolgreichen Wohnungssuche. So lieben Menschen begegnet zu sein vergisst man nicht. Unsere Hochzeit also: Josef Gusenbauer der mehrjährige Kollege, den ich schon bei dem Ausbau von Studio Kaiserslautern und dann von Tübingen genannt habe, wurde mein Mann und ich damit zu einer Österreicherin, denn damals hatte eine Ehefrau die Staatsangehörigkeit des Mannes anzunehmen.



Am 14. Juli 1951, an einem glühheißen Sommertag war unsere standesamtliche Hochzeit im schönen historischen Rathaus Tübingen. Bereits morgens um acht Uhr fand die kleine Zeremonie statt, denn als der

Standesbeamte bei der Anmeldung ziemlich feierlich gefragt hatte: „Wann wollen Sie die Trauung“, antwortete Jos mit der nüchternen Gegenfrage: “Wann beginnt ihr Dienst bitte?“ und als acht Uhr genannt wurde, entschieden wir uns für diesen Termin. Als einzige Teilnehmer waren meine Eltern da, die als Trauzeugen fungierten, denn Jos Eltern und weitere Verwandte wohnten in der russischen Zone Österreichs und hatten zu dieser Reise noch nicht den Mut. Dazu kam dass in jenen frühen Jahren die Finanzen noch recht knapp waren und jeder Schilling oder jede Mark sehr vorsichtig ausgegeben wurde. Nach 30 Minuten war die kleine aber durchaus angemessene Zeremonie vorbei und Jos und ich Mann und Frau. Die Hochzeitsreise war erst für Anfang September geplant und sollte nach Hainburg gehen, zu Jos Eltern. So fuhren wir an diesem Juliwochenende nur für drei Tage an den Bodensee zusammen mit meinen Eltern, denn die waren nun mal in Tübingen und wir erlebten alle zum ersten Mal den wunderbaren See. Bei Spaziergängen und Autofahrten am Seeufer – wir hatten gerade den ersten gebrauchten Volkswagen auf Raten gekauft- sahen wir wirklich ein Stückchen Neuland. Am Dienstag danach waren wir dann wieder im Funk, wo natürlich für die Kollegen eine kleine Nachfeier stattfinden musste. Wir wurden beglückwünscht und bekamen als Geschenk ein Kaffeeservice.

Dann kam der September und damit die geplante und große Reise nach Hainburg. Aber zuvor war in Baden-Baden kurz Zwischenstopp, denn dort war das einzige Österreichische Generalkonsulat in der französischen Zone und ich brauchte einen österreichischen Pass, denn

damals 1951 und noch einige weitere Jahre galt die Regel dass die Frau die Staatsangehörigkeit des Manne haben müsse. Probleme gab es nicht, alles wurde rasch und freundlich erledigt. Der Pass wurde mir dann recht feierlich und mit Händedruck vom Generalkonsul selbst überreicht mit dem Wunsch, ich möge eine gute österreichische Staatsbürgerin werden. Ich versprach das gern und es wurde mir etwas feierlich zu Mute. Dann war es endlich so weit und wir lenkten das Auto auf die Autobahn München-Salzburg mit Endziel Hainburg. Die Autobahn endete damals noch bei Salzburg und die Fahrt wurde auf der österreichischen B1 fortgesetzt. Es war insgesamt eine schöne Strecke, aber am Meisten beeindruckten mich die Strengberge, ein interessantes Mittelgebirge und natürlich die Donau. Gegen Abend kamen wir in Hainburg an, ich mit zunehmender innerer Spannung und mein Mann mit dem plötzlichen Ruf: „Da läuft ja meine Mutter“. Sie war es wirklich, hatte ihrer täglichen Gewohnheit folgend das Abendbrot eingekauft. Ihre große Überraschung kann ich gar nicht genau beschreiben aber sie fasste sich rasch, war anscheinend erleichtert dass ich sie gleich mit „Mama“ anredete und fuhr dann sichtlich vergnügt mit uns in der Selbsthilfegasse vor. Dort gab es gleich die zweite Überraschung als der Papa den neuen Besuch sah. Aber eigentlich konnte man nicht freundlicher empfangen werden als ich es bei Jos Eltern erlebte. Allerdings gab es kleine Sprachschwierigkeiten, denn der niederösterreichische Dialekt war für mich zunächst ein bisschen wie eine Fremdsprache.

Der erste
Abend in
Hainburg war
vorüber und
bestanden:
lauter liebe
Menschen!
Dann-
reichlich
müde- der



Einzug in Jos` Zimmer, ein separates Kämmerchen zum Garten gelegen. Ich muss zugeben, dass ich mich anfangs ein bisschen gefürchtet habe, wie mir das ganze Städtchen Hainburg bei Dunkelheit unheimlich war. Der Grund: Die russischen Soldaten die in den Kasernen untergebracht waren und denen man ganz und gar nicht begegnen wollte. Es gab so „allerhand“ Geschichten, die man gehört hatte und von denen wohl keine stimmte, denn diese Soldaten durften nie allein ausgehen und es gab niemanden, dem sie begegnet waren. Aber 1951 war das Wort „Russen“ noch mit Schrecken besetzt. Auch die Mama wollte in der Nacht nicht draußen sein, obwohl sie mit einer russischen Einquartierung ohne Probleme zurecht gekommen war. Die Mama, das wurde mir bald klar, war eine gewitzte und heitere Lebenskünstlerin, die die Menschen wie sie waren gelten ließ und das gleiche auch für sich erwartete.

Dazu eine kleine Erinnerung von ihr. Der russische Soldat kam eines Tages mit einer ganzen Rolle Zuckerstangen „heim“, die er in sein Zimmer legte. Da „Süßes“ wie Zucker überhaupt, in unseren Zuteilungen gefehlt hatte, weckten diese Zuckerstangen in ihr ein bisschen Begehrlichkeit. Was tun? Als sie das überlegte, kam es ihr riskant vor, eine wegzunehmen, sie könnten ja gezählt sein. Die gute und rettende Idee: Vorsichtig verkürzte sie die ganze Rolle um ein



Stückchen und hatte richtig gedacht: Ihr Soldat merkte nichts davon und sie konnte ihren kleinen Mundraub in Ruhe genießen. So war sie – und als meine Eltern sie nach Jahren auch kennen

lernten, war die Sympathie gegenseitig.

Der Papa war nicht weniger lieb, aber viel stiller. Zudem war erst eine kurze Zeit nach einer schweren Operation vergangen. Wie sich bald herausstellte, hatte diese nur eine vorübergehende Besserung gebracht, seine Lebenszeit war sehr begrenzt.

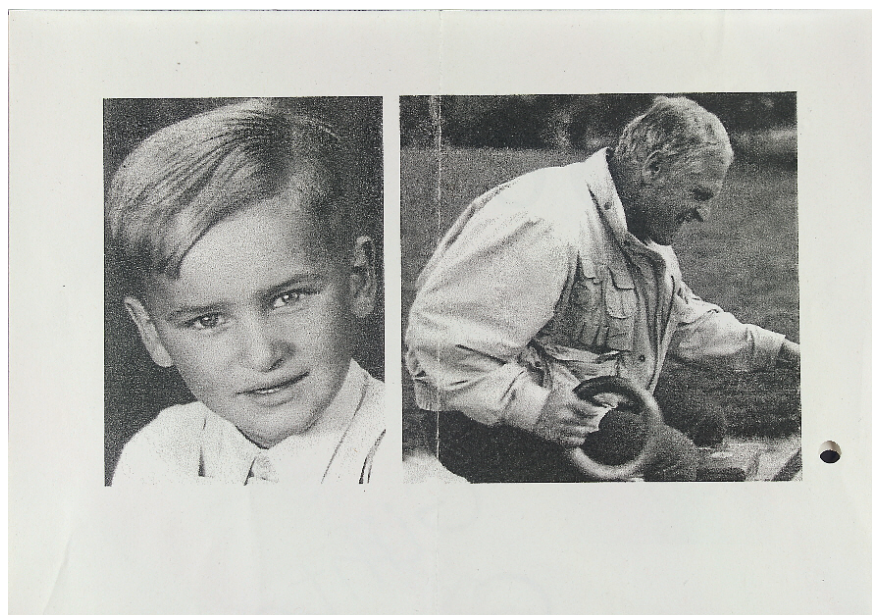
Beim Plaudern mit Jos Vater gab es überraschend einen Grund zur Verwunderung, denn als ich von meinen Eltern in Zweibrücken erzählte, sagte er, sich plötzlich erinnernd, durch diese Stadt sei er bei

seiner Gesellenwanderung –er war Kunsttischler- gekommen und ihm fiel ein, dass er dabei etwas von einem Rosengartenplan gehört habe. Ich konnte ihm erzählen, dass dieser prächtige Garten noch vor dem ersten Weltkrieg eröffnet worden war und inzwischen bei allen Rosenfreunden berühmt sei. Mir fiel dann plötzlich ein, das mein Großvater mütterlicherseits erzählt hatte, auf seiner Wanderung als Schneidergeselle nach Wien und weiter mit dem Schiff nach Budapest gekommen war; also zwangsläufig an Hainburg vorbei gefahren sein musste. Merkwürdig, dass eine solche Zufälligkeit mir das Gefühl gab, als seien wir nun ein wenig mehr miteinander verwandt.

Erinnerungen in der zeitlichen Reihenfolge zu erzählen ist schwierig und wäre oft auch nicht stimmig, denn unser Lebenslauf ist keine Gerade, sondern gleicht einem Puzzle, das sich nach und nach und Stück für Stück zusammen setzt.

Mit meiner Heirat hatte ich zugleich einen kleinen Stiefsohn gewonnen und der Kontakt zwischen uns war von Anfang an gut und wurde im Laufe der Jahre immer vertrauter.

Der frühe Tod seines Vaters vertiefte diese Zusammengehörigkeit, die zu einem herzlichen Familiengefühl wurde. Sein



großes technisches und naturwissenschaftliches Talent ist ein Erbe von Seiten seines Vaters und hat selbstverständlich seine Berufswahl bestimmt. Die praktischen Ratschläge die er gibt sind immer richtig und nützlich und ich habe einiges dabei gelernt. Sehr nützlich ist er sicher auch für Riederich, seine Heimatgemeinde, wo er seit vielen Jahren dem Gemeinderat angehört und stellvertretender Bürgermeister ist. Damit habe ich einiges Interessante über meinen liebgewonnenen Stiefsohn gesagt, aber etwas Wichtiges fehlt noch: seine Begeisterung für die Segelfliegerei, die eine Leidenschaft geworden ist. Seit ich einmal mitfliegen durfte, kann ich das verstehen, es war einfach herrlich. Ganz anders, als wenn man unsere Welt nur in der Froschperspektive wahrnimmt! Bei so viel gutem Einverständnis macht es meiner Zunge einige Schwierigkeit von einem „Stief“-Sohn zu sprechen.

Und danach dann wieder der ganz normale Funkalltag, mit Chören, Blaskapellen und dem gesamten Musikprogramm, also auch die als ernste Musik bezeichneten Kompositionen, die für ein anderes Instrumentarium, vom Soloinstrument bis zum großen Orchester geschrieben, als Aufführungsort einen Konzertsaal brauchen und sich an ein Publikum wenden, das sich mit Neigung und Verständnis und ohne andere Zutaten Musik erleben will. „Junge Künstler“ meldeten sich vorwiegend von den Musikhochschulen in Stuttgart und Trossingen, das Barchet-Quartett gehörte zu den „Solisten aus unserem Land“. Für Pianisten hatte das Studio einen guten Steinway-Flügel erhalten, den als erster Robert Alexander Bohnke, ein junger mit

Preisen ausgezeichneten Pianist, den die Kriegs- und Nachkriegszeit von Berlin auf die Alb und von dort nach Tübingen verschlagen hatte, das seine zweite endgültige Heimat wurde. In Reutlingen gab es schon mehrere Jahre das „Schwäbische Sinfonieorchester“, das auch regelmäßig im SWF Programm mitwirkte und auch heute noch ein immer wiederkehrender Programmbestandteil unter dem neuen Namen „Württembergische Philharmonie Reutlingen“ ist. Dazu kamen vorübergehend Künstler, hauptsächlich Schauspieler, die schon an großen Bühnen gespielt hatten, von diesen aber verbannt waren weil es Vorbehalte unter dem Stichwort Entnazifizierung gegeben hatte. Aber das Leben normalisierte sich von Jahr zu Jahr rascher und die Wünsche der Menschen wuchsen. Dringender Nachholbedarf war gedeckt, nach dem Notwendigen erinnerte man sich des Wünschenswerten. Auf den Strassen rollte der „Käfer“ und bald auch andere Marken. Ein Auto zu haben wurde das Nah- und Sparziel. Zunächst trugen die Nummernschilder die Buchstaben „FW“ = „Französische Zone Württemberg Hohenzollern“.

Bereits 1949 war Theodor Heuss deutscher Bundespräsident geworden und blieb es über zwei Wahlperioden, hochgeachtet als Persönlichkeit, aber anfangs durch die Besatzungsmächte noch eingeschränkt. Als er 1950 oder 52 zum „Antrittsbesuch“ nach Südwürttemberg-Hohenzollern kam, war Tübingen dessen Hauptstadt und das Parlament tagte im Kloster Bebenhausen. Dort war für diese feierliche Stunde ein Sektempfang geplant, wozu aber die Sektgläser fehlten; man musste sich mit Biergläsern begnügen!

Das ist nun schon eine anekdotische Geschichte. Aber ich kehre zurück in die Rundfunkgeschichte von Studio Tübingen, die für mich bis zu meinem Ruhestand auch meine Lebensgeschichte wurde. Ich war Mitarbeiterin in einem Programm das seinen normalen Ablauf nahm; im Voraus geplant für mindestens sechs Wochen. Das hieß: die tägliche Sendezeit ein- und aufteilen zwischen der Zentrale in Baden-Baden und den drei Landesstudios und die Art der Teilbeiträge zu definieren. Eine Unterteilung nur in Wort- und Musikanteile genügte natürlich nicht, denn was ist nicht alles „Wort: Nachrichten und Kommentare, Wissen, Literatur, Geschichte, einschließlich regionaler Geschichte, Wirtschaft, Landfunk, Frauenfunk, u.s.w. Und jedes Themengebiet hatte bald noch seine eigenen Unterteilungen. In der Musik war es die „E“, also ernste Musik, unterschieden in: „Solisten“, Kammermusik, kleines und großes Orchester, Musik der verschiedenen Zeitalter, also „alte“ Musik, dominiert von der großen Barockzeit, dann Klassik, mit dem Dreigestirn Haydn, Mozart, Beethoven, gefolgt von der Romantik mit den Namen Schubert, Schumann, Brahms, und einer Fülle großer Namen in ganz Europa... Jetzt lieber eventueller Leser dieser „Erinnerungen“, musst du, wenn du genauere Kenntnisse über die letzten 100 – 120 Jahre der Musikentwicklung haben willst, zu einer Musikgeschichte greifen. „Ungenau“, das heißt stückweise informieren dich deine Ohren, wenn du den allgegenwärtigen Musikprogrammen folgst.

Die Programme wurden unterteilt in 1., 2., 3. Programm und nachdem der Transistor die viel Platz beanspruchende Röhrentechnik abgelöst

hatte und auf diesen folgte dann die alles beherrschende Digitalisierung. 1954 war das neue Haus des Landesstudios Tübingen in schönster Aussichtslage auf dem Österberg fertig geworden und der Einzug mit etwa 40 Mitarbeitern wurde entsprechend gefeiert.

Der Name Österberg ist kein historischer Name, er nennt nur die Lage östlich zur Stadt oberhalb des Neckars. In der Musikredaktion arbeiteten wir zu dritt in zwei hellen geräumigen Zimmern. In mein



Zimmer kam ein kleiner Steinweg-Flügel, von mir das Wappentier genannt, in zweiten Zimmer standen die Schreibtische meiner Mitarbeiterin Dodo (Dorothea) Scheidl und unserer Sekretärin. Der Flügel wurde nicht oft gespielt, denn über meinem war das Chef-Zimmer, wo Arthur Georg Richter, Wort- und Regiefachmann und in jeder Weise eine gewichtige Erscheinung, es nicht lange mit Klavieruntermalung bei seiner Arbeit aushielt, was ich gut verstehen konnte.

Das Rundfunkprogramm musste im Voraus für mindestens sechs Wochen druckreif geplant werden, die Rundfunkzeitschriften brauchten ja auch „Futter“, Missverständnisse nicht ausgeschlossen. Besonders an eines erinnere ich mich, das vermutlich bis heute noch nicht übertroffen wurde: Aus Baden-Baden war die „Winterreise“ von Franz Schubert eingesetzt worden und dieser Liederzyklus wurde in einer Zeitschrift illustriert mit einem Zug voll fröhlicher Skiurlauber in

Schneelandschaft! Der Redakteur hatte Schubert zu wörtlich genommen.

Nach dem Umzug ins neue Funkhaus waren wir also vollends in der Normalität des Berufsalltags angekommen, allerdings mit der Einschränkung, dass Rundfunkarbeit immer wieder Überraschungen bringt, dass immer wieder neue Kontakte sich ergeben, dass man vielen interessanten Menschen begegnet. In meinem Programmbereich, der Musik, also, war die Kompetenz der Mitwirkenden gesteigert durch das Künstlerische, das jeder in sich haben musste und wurde zu Begegnungen der besonderen Art.

Ein Programmschema galt jahrelang: Bei aller Vielfalt der Inhalte blieb die jeweils zugrunde liegende Programmidee gewahrt: Nachrichten, Musik, Sport, Literatur, Politik usw. regelmäßig wiederkehrende Sendezeiten die es den Hörern leicht machte, ihre Wahl zu treffen. Alle paar Jahre begann dann solch ein Programm zu „veralten“, eventuell merkbar an abnehmenden Hörerzahlen und an Wünschen nach neuen Inhalten.



Im Jahre 1957 wurde allerdings im Südwestfunkstudio auf dem Österberg eine Idee geboren, die zu einem Dauererfolg wurde, der bis heute –

wir haben das Jahr 2006 – unvermindert anhält: Das „Hafenkonzert“ in Friedrichshafen das im Sommer an 12 frühen Sonntagmorgen den Saal am See überfüllt. Inzwischen sind die Besucher schon die Kinder und Enkel der Anfangsgäste und kein Regenwetter, kein rauer Wind hindert sie, fast alles Dauergäste, zum Saal am Seeufer zu kommen. Wie seit 1957 beginnt die Sendung nach den 7 Uhr – Fröhnachrichten mit einer Kennmelodie und wer nicht früh genug da ist, hat Mühe einen Platz zu finden. Bis 1982, also 25 Jahre lang, war ich für das Programm verantwortlich; die Kapellen, kleinen Ensembles und Gesangsgruppen kamen und kommen alle aus dem Bodenseeraum also auch aus Österreich und der Schweiz. Dort geplant von Rudi Hofer in Dornbirn und von Freddy Weber in St. Gallen und deren Nachfolger. Die einzelnen Termine wurden im Wechsel von meiner Kollegin Dorothea Scheidl und mir wahrgenommen. Die volkstümlichen Programme wurden durch kurzen

Berichten und Reportagen aufgelockert und auch dabei ergaben sich bald Dauermitwirkende: der bekannte Reporter Dr. Gerd Schneider und die rasch populär gewordene „Tante Rosa“, die mit Bonbontüten die Kinder und mit kleinen schwäbischen Witzen die



Erwachsenen erfreute. Natürlich spielen am Bodensee das Wetter und

der Wetterbericht eine bedeutende Rolle. Der Bodensee ist mit strahlendem Himmel und Sonnenschein am Schönsten. Eine erste ungenaue Wetteraussicht konnte man am Säntis und seinen Wolken ablesen: Trägt der Säntis einen Hut, wird das Wetter gut, trägt er einen Kragen, kann man's wagen, trägt er einen Degen, gibt es Regen.

Für die am Hafenkonzert Mitwirkenden begann der Tag um 4:30 Uhr mit dem technischen Aufbau; um 5:30 Uhr folgten die Mikrofonproben für die Mitwirkenden. Viele Besucher hatten sich auch im Laufe der Zeit eine kleine „Zuständigkeit“ erobert. Ich erinnere mich an einen absolut regelmäßigen Besucher mit dem Namen Franz-Josef Strauß, der immer fast als Erster vor mir da war und wenn ich kam, mir sofort die Programme aus der Hand nahm um sie zu verteilen. Als wir beim 200. Hafenkonzert angelangt waren, wollten wir dieses kleine Jubiläum nicht übergehen und brachten eine erste Hafenkonzert Schallplatte heraus, die bereits am Schluss der Jubiläumssendung ausverkauft war. Der Erlös wurde für einen guten Zweck gespendet.

Alljährlich gehörte einmal im Sommer zu den Hafenkonzerten auch ein Musikkorps der Bundeswehr, von denen es damals drei in unserem Sendegebiet gab: in Bad-Cannstatt, Ulm und Großengstingen. Ihre unübertreffbare Qualität, ihr eindrucksvolles militärisches Auftreten waren stets ein heftigst beklatschtes Ereignis.

1974 wurden sie dann sogar in unserem Funkhaus zu Helfern in der Not. In jenem Sommer war über Tübingen ein ungeheurer Tornado hinweg gebraust mit Wolkenbruch und Hagel und in kürzester Zeit war die Kanalisation des Funkhauses durch Erde, abgerissene Äste und vor allem durch Hagel vollständig blockiert und die Wasser-Hagel- und

Dreckmassen brachen in das Souterrain ein, wo das Archiv mit Tausenden von Bändern und die Hausmeister-Wohnung untergebracht waren. Das war so um 15 Uhr und wir standen zunächst alle ratlos in diesem Chaos. Dann fiel uns ein, die Feuerwehr anzurufen. Ihre Antwort: etwa übermorgen können wir zum SWF kommen, zuerst müssen wir die Straßen von den umgestürzten Bäumen und abgedeckten Dächern frei machen. So begannen wir selbst mit dem Aufräumen, suchten alles zusammen an Eimern und Schaufeln und was dazu brauchbar war. Es war Schwerarbeit! Nach Stunden war erst ein kleiner Teil geschafft und wir kaputt und ziemlich mutlos. Wir brauchten Helfer- aber wo finden. Da fiel mir die Garnison in Engstingen bzw. der Chef des Musikkorps ein. Könnte er nicht Hilfe vermitteln? Unser Studioleiter, Herr Dr. Locher, war damit einverstanden, dass ich einen Anruf versuchte und wirklich, im Casino erreichte ich den Obermusikmeister. Nachdem ich unsere Bitte um Hilfe bei unseren Wetterschaden ausgesprochen hatte, ging alles rasch und mit militärischer Präzision: am nächsten Morgen kämen sechs Mann, die nach unseren Angaben putzen und räumen würden; verpflegen müsste sie der SWF. So lief es dann auch. Die jungen Soldaten putzten und räumten in bester Stimmung „das sei endlich mal was anderes als der Drill“. Auch mit unserer Verpflegung waren sie zufrieden und das Funkhaus atmete auf. Als sie abrückten hatten wir wieder ein begehbares, sauberes Archiv. Der Rest war leicht zu bewältigen: ausräumen was unbrauchbar geworden war, Bänder einsortieren, ordnen. Obwohl es Sommer war, brauchten die vor dem Funkhaus aufgeschichteten Hagelhaufen gut eine Woche bis sie

abgeschmolzen waren. Aber Sendungen hatten dieses Desasters wegen nicht ausfallen müssen!

In den 50er Jahren waren wir in der Zeit des Wirtschaftswunders, in der wir neue Wünsche in uns entdecken konnten. Es lagen nicht nur die entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahre hinter uns, auch die Zwischenkriegsjahre

1918 – 1939 waren überwiegend arme Jahre gewesen. „Urlaub“ bedeutete damals meist nur arbeitsfreie Tage oder einen Besuch bei



Verwandten, jedenfalls keine Zeit mit der man selbstverständlich den Gedanken an eine Reise verbunden hätte.

Aber nun wollte man die nahe und ferne Welt kennen lernen. Wir hatten inzwischen eine nette Zwei-einhalb-Zimmer Wohnung nach unseren Vorstellungen eingerichtet. Eine Reise war nun unser nächster Wunsch zumal wir glückliche Besitzer eines gebrauchten VW waren und wir sortierten unsere Wünsche und Möglichkeiten auf dieses Ziel hin. 1954 war es soweit! Durch einen Bekannten hatten wir einen vielversprechenden Tipp für einen Adria Urlaub erhalten: schöner Strand, noch nicht überfüllt, freundliches und preiswertes Hotel, also ganz so, wie wir es für diese erste Reise erhofft hatten. Meine Eltern waren mit dabei, eine kleine Kostenbeteiligung tat der Reisekasse gut und es wurden rundum gelungene Urlaubstage. Caorle, so hieß der Ort,

unweit südlich von Venedig, war ein kleines Städtchen, das ursprüngliche Fischerdorf noch nicht zum „Teutonengrill“ geworden, wie bald die Adriaküste bis Rimini genannt wurde.

Wir nahmen das örtliche Leben neugierig zur Kenntnis, erlebten eine prächtige Meeresprozession zu Ehren Marias, besuchten ein Kirchenkonzert das ganz und gar kein geistliches Konzert war, sondern auf der Orgel die bekanntesten italienischen Opernmelodien darbot. Natürlich gehörte ein Venedig-Abstecher zu diesem ersten Urlaub, auch diese Stadt noch ohne Massenpublikum. Das Auto musste auf einem Parkplatz auf dem Festland bleiben und wir vier Touristen waren, als wir wieder zu unserem Auto zurückkehrten, todmüde gelaufen. Mit unserer schmalen Kasse und mit mangelhaften Sprachkenntnissen hatten wir uns diesen Venedig-Tag erschwert und kein Vaporetto benutzt; aber er war trotzdem zu einem Erlebnis geworden. Schon „routinierter“ wurde unser Tagesausflug nach Triest. Die Stadt war damals als Folge des zweiten Weltkrieges, in zwei Zonen eingeteilt. Zone A kam zu Italien.

Zone B zu Jugoslawien.

Die Grenze zur italienischen Zone war aber noch nicht frei passierbar, man brauchte irgendeinen speziellen Stempel. Dies erfuhren wir aber erst bei der Ausreise; man ließ uns nämlich



nicht mehr hinaus, denn es fehlte der Einreisestempel. Am Kontrollpunkt war zunächst große Ratlosigkeit! Was mit uns anfangen? Der fehlende Stempel ließ die Gedanken der Beamten rotieren und dann fanden sie einen wirklich schlaun Ausweg: da wir keinen Einreisestempel hatten, seien wir gar nicht da gewesen, also könnten wir auch nicht ausreisen. „Also fahren sie los!“ Das ganze wurde aber nicht als aufregende Sache genommen, sondern fast wie ein heiteres Ratespiel. Zwischen dieser geleugneten Ein- und Ausreise lagen für uns einige eindrucksvolle Stunden. Wir machten eine Stadtrundfahrt, besuchten das Meeresaquarium und entdeckten schließlich unter Reben eine kleine Weinschenke. Wir waren und blieben die einzigen Gäste und das alte Paar, das sie betrieb setzte sich zu uns und sprach deutsch. Triest war ab 1867 bis zum Ende des ersten Weltkrieges österreichisches Kronland gewesen und die beiden alten Leutchen hatten einen Gutteil ihres Lebens als österreichische „Untertanen“ verbracht und diese Jahre hatten sich in ihrer Erinnerung- wie es meist ist verklärt in eine „gute alte Zeit“. Dass von ihren vier Gästen zwei Österreicher waren, nahmen sie als besonders netten Zufall. Als unsere Urlaubstage herum und wir auf der Heimreise waren, nahmen wir uns vor, zukünftig möglichst in jedem Jahr eine ähnlich schöne Reise zu planen.

Drei Jahre später waren wir an der Westküste der italienischen Halbinsel in Follonica vis-a-vis der Insel Elba , wieder mit schönstem Strand und noch mäßigem Publikumsandrang. Bei der Anreise hatten wir einen Umweg über Rom eingeplant, um wenigstens einen Eindruck von der Ewigen Stadt zu gewinnen. Wir waren überwältigt! Von

vornherein hatten wir den Petersdom, das Vatikanmuseum und die Engelsburg als selbstgewähltes Pflichtprogramm festgelegt, aber die Stadt begeisterte uns so, das wir unentwegt unterwegs waren: auf dem Monte Pincio, von dem aus fast die ganze Stadt vor einem liegt, auf dem römischen Forum und natürlich an der Fontana Trevi, um wie alle Touristen unseren Obolus fürs Wiederkommen hinein zu werfen, am Quirinalpalast und... –Liebe Leserin, lieber Leser, vielleicht kennen Sie die Stadt viel besser als die Schreiberin dieser Erinnerungen, wenn nicht – dann fahren Sie hin! Mein Erinnern reicht fast 50 Jahre zurück und ich werde sie nicht wiedersehen, was schade ist. Nach Rom war dann unser Ziel Follonica ein Ort für Urlaub pur. Vis-a-vis von Elba zu urlaube und nicht diese Insel besucht zu haben wäre ein großes Versäumnis gewesen.. Das Schiff war ein Fährschiff, sodass man das Auto mitnehmen und damit den stereotypen Omnibusrundfahrten entgehen konnte. In Porto Ferreio begann unsere Fahrt rund um die Insel mit Abstechern nach unseren Belieben in Weinberge und an den Strand. Wir wurden von Einheimischen auf freundliche Art angesprochen und es kamen kleine Gespräche zustande, in denen man sich trotz beidseitigen Verständigungsschwierigkeiten gut unterhielt und sich auch verstand. Wir versorgten uns mit Brötchen, Tomaten, Käse und natürlich einer Flasche Wein und vesperten auf ein einladendes Handzeichen eines Winzers im Weinberg, unsere italienischen Sprachversuche mutig fortsetzend. Die Rückfahrt in der Abendsonne über das schimmernde Meer war unvergleichlich herrlich und wir natürlich glücklich über den so wohl gelungenen Tag.

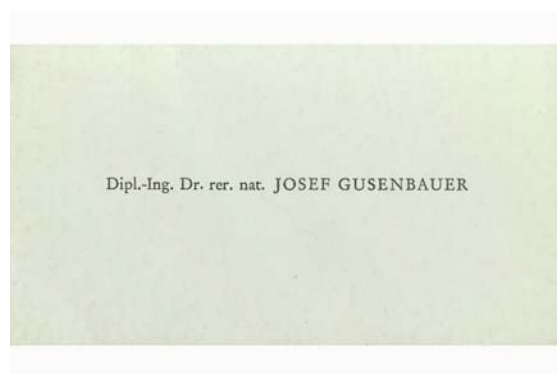
Wer eine Reise tut kann viel erzählen und zunächst klingt es immer so, als fände man dabei das wirkliche richtige Leben. Aber das hat uns danach mit dem Terminkalender rasch wieder eingeholt und bald waren wir wieder „drin“ in unserem Alltag, mit dem wir –seien wir ehrlich– doch meist ganz einverstanden sind.

Wichtig waren uns die kleinen Reisen nach Zweibrücken zu meinen Eltern in die Pfalz, etwa einmal im Monat, und so oft es ging eine Woche zu erübrigen für einen Besuch in Hainburg bei der Mutter meines Mannes. Meine Eltern in der westlichsten Ecke Deutschlands, die Hainburger Mama in der östlichsten Ecke Österreichs, ca. 12 Kilometer von der Tschechoslowakei entfernt. Meine Eltern waren einmal im Jahr in Tübingen, bei der Mutter in Hainburg dauerte es drei Jahre, um sie zu einer Mitfahrt nach Tübingen zu überreden. Dann war ihre Angst bei der weiten Reise überwunden und sie verbrachte in jedem Winter drei bis vier Monate bei uns.

Der berufliche Alltag lief problemlos, das Funkhaus war technisch so perfekt, das Pannen und Störungen sehr selten waren und das kann für einen hochspezialisierten Fachmann fast langweilig werden, auch wenn das etwas widersinnig klingt, weil fehlerfreier Sendebetrieb ja die Forderung eines Funkhauses ist. Mein Mann fühlte sich bei dieser Perfektion nicht ausgelastet und entschloss sich „nebenbei“ zu promovieren. In dem Physiker Prof. Tischner fand er den Doktorvater, der seinen Themenvorschlag „der Aufsprechvorgang auf Tonbänder als ferromagnetisches Problem“ annahm. Es folgten vier Jahre strenger wissenschaftlicher Arbeit, die zum größten Teil an Wochenenden und

an langen Abenden geleistet werden musste. Ich wurde dabei so etwas wie ein Physiklehrling und konnte den Doktoranden, der nebenbei pro Woche auch noch vier Stunden Vorlesungen hören musste, beim formulieren der Zwischentexte etwas entlasten. Als das Ziel 1959 erreicht war, gab es im Funk natürlich eine kleine Gratulationsfeier zu diesem ersten echten Doktor im Hause. Eine allererste „Doktorfeier“ einige Jahre vorher, war nach kurzer Zeit ungültig erklärt worden, denn der Kollege hatte die juristische Arbeit komplett abgeschrieben und dabei das Pech gehabt, dass der wirkliche Verfasser inzwischen Justiziar beim SWF geworden war.

Natürlich hatte mein Mann seine Promotion nicht als zweckfreie Selbstbestätigung angesehen, sondern erhoffte berufliche Perspektiven, die sie bringen sollte. Es waren die Jahre der enorm expandierenden Wirtschaft und Stellenangebote füllten seitenlang die Zeitungen.



Alle lasen sich interessant und vielversprechend und mein Mann bewarb sich rasch und erhielt ebenso rasch bedauernde Absagen „wir haben Ihre Bewerbung mit Interesse gelesen, denn sie entsprach unseren

Vorstellungen; aber Sie sind leider zu alt. Wir haben die Altersgrenze für Neueinstellungen auf 40 Jahre festgelegt und bedauern...“ Man kann sich die Enttäuschung und den Zorn gut vorstellen, schwarz auf weiß lesen zu müssen, das man mit 48 Jahren zum „alten Eisen“ gehöre.

Aber bald stellten sich ganz andere Sorgen ein, die die Zukunft verdunkelten.



Mein Mann glaubte feststellen zu müssen, dass seine Gesundheit nicht mehr die alte sei. Irgendetwas in seinem Innern empfand er als verändert, ohne es präzisieren zu können. Er ging zu unserem Hausarzt, der ihn aber aufgrund seines guten Aussehens beruhigte. Nach zwei oder drei Wochen fragte ich, ob er wirklich beruhigt sei und nach seinem „Nein“ meldete ich ihn in der Medizinischen Klinik zu einer genauen Untersuchung an. Der Arzt bestätigte alle geheimen Befürchtungen und riet zu einer sofortigen Operation. Sie fand in München bei dem berühmten Chirurgen Prof. Zenker statt, der aber als wir hinkamen zu einer 10-tägigen Vortragsreise unterwegs war. Als er zurückkam, mussten zuerst noch einige Untersuchungen gemacht werden und als die Operation endlich durchgeführt wurde, waren seit der Diagnose in Tübingen drei Wochen vergangen. Ob es eine entscheidende Verzögerung war? Wir wissen es nicht- aber Prof. Zenker hatte das Vorhandensein von Metastasen bestätigt. Es folgte noch Chemotherapie; aber der 8. Mai 1962 war der endgültige Abschiedstag.

Eine Redensart sagt „das Leben geht weiter“. –Es geht natürlich auch weiter, aber es ist ein anderes Leben; ein Stuhl bleibt immer leer, die Worte, die kleinen Gesten die zum miteinander gehören erreichen kein Gegenüber mehr. Es dauerte ziemlich lange, bis ich mich an andere Menschen anschließen konnte: freundliche Menschen, die den ersten Schritt machten. Am Wichtigsten wurde ein Funk-Kollege, David Sapper, dem nach einiger Zeit auch der Anschluss an seine Familie folgte. Es war ein ganz liebenswerter Kreis der über Jahrzehnte Bestand hatte und auch in die heutige Generation hinein reicht. Trotz räumlicher Entfernungen bin ich als die „Anneliese“ bis heute ein bisschen in Erinnerung geblieben. Mein Stiefsohn, vom Verlust seines Vaters hart betroffen, studierte natürlich und als danach sein Berufsweg begonnen hatte, kam auch bei ihm die Familiengründung an die Reihe. Ich wurde Stief-Großmutter und vor kurzem avancierte ich zur Stief-Urgroßmutter.

In meinen Erinnerungen ist noch 1968 besonders bemerkenswert, denn ich entdeckte wieder eine Freundin aus der Prager Rundfunkzeit. Damals hatten wir uns vor dem Mikrofon kennengelernt, bei Aufnahmen mit einem Jugendchor den sie, eine Gesangsstudentin, leitete. Unsere Sympathie war rasch gegenseitig, denn wir hatten in der Musik ein gemeinsames Interessen- und Tätigkeitsfeld. Aber eine richtige Freundschaft konnte sich aus beiderseitigem Zeitmangel nicht entwickeln. Schon Ende 1944 verließ sie Prag und es gab keine Gelegenheit mehr, eventuelle zukünftige Adressen für eine erneute Kontaktaufnahme auszutauschen. Zudem hatte sie Heiratspläne und damit würde sich ihr Name ändern. Über mehr als zwei Jahrzehnte

geriet sie bei mir fast in Vergessenheit bis ich 1968, als Musikredakteurin beim Studio Tübingen, in Kontakt mit einem Münchner Streichquartett kam. Es war das ehemalige Köckert-Quartett aus Prag, das ich gekannt hatte und mit dessen Cellisten diese Prager Freundin, Felizitas, nahe bekannt gewesen war. Der Cellist gehörte noch dem Quartett an und bei dieser Begegnung erfuhr ich Name und Adresse von ihr. Mein Auftaktbrief nach über 20 Jahren war natürlich schwierig und hat sie maßlos überrascht. In Ihrer Antwort erfuhr ich, wie sehr unsere Lebensläufe auseinander gedriftet waren:

Sie hatte einen Arzt geheiratet und drei Kinder bekommen, die schon studierten und Dresden war seit langem ihre Heimat geworden. Unser briefliches Hin und Her ging über Jahre und wir wurden wieder vertraut miteinander. Eines Tages machte ich ihr dann



den Vorschlag, mich in Tübingen zu besuchen, worauf sie mit einer Gegeneinladung antwortete, weil für mich eine Reiseerlaubnis in die DDR leichter zu erlangen sei, als umgekehrt eine Reise in die BRD. So kam ich etwa 1986 erstmals nach Dresden, wo es noch viele Trümmer von dem schrecklichen Bombenangriff am 13. Februar 1945 gab. Aber Felicita und ihr Mann wohnten in der Johannstadt, wo die Verwüstungen geringer und seinerzeit weitgehend behoben waren. Es wurde eine Woche des herzlichsten Wiedersehens und ihr Mann wurde

der Dritte in unserem Bunde. Unsere Kontakte wurden danach noch intensiver, unser Briefwechsel noch häufiger. Im Sommer 1989 war Felicitas dann erstmals bei mir in Tübingen. Nachdem dann im November jenes Jahres die überraschende Wiedervereinigung zustande gekommen war, wurden gegenseitige Besuche im Wechsel alljährlich üblich. Beide lernten durch mich Württemberg kennen, erlebten den Bodensee und was sonst erwähnenswert ist in unserem Land. Ich lernte bei meinen Gegenbesuchen die wunderbare Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten kennen, war im Spreewald, besuchte mit ihnen Potsdam, kurz eben alles, was Jahrzehnte lang unerreichbar war. Auch unser Briefwechsel ging eifrig weiter bis man mir am 23. Dezember 2002 ihren plötzlichen Tod mitteilte. In höherem Alter ist das leider das häufigste Ende solcher freundschaftlichen Bindungen.



Auch mit Verwandten von meiner Elternseite kamen wieder Kontakte zustande: mit Vettern und Basen. Meist lernte man sich bei Beerdigungen, die sich häufen je älter man wird, wieder kennen und freute sich über ein neues Familiengefühl. Ab und zu telefonieren wir miteinander, schreiben Grüße zu Fest und Geburtstagen und tauschen Familiengeschichten aus. Obwohl diese Unterbrechungen der Kontakte jahrzehnte dauerten, stellt sich die alte Vertrautheit rasch wieder ein.

1983 endete meine Rundfunkzeit, aus der ich nicht verabschiedet werden, sondern meinerseits mich verabschieden wollte mit einem heiteren Fest.



Die Stadt Bad Urach überließ mir freundlicherweise die gotische Eingangshalle des Stadtschlusses, als Dank wie sie sagte, für die langjährigen musikalischen Kontakte, die zwischen dem Studio und ihr bestanden und in die ich zwangsläufig hinein verwickelt war. Also mein Abschiedsabend zu dem etwa 150 Gäste kamen: Mehrere

Bürgermeister von Orten in denen jährlich Konzerte durch Studio Tübingen stattfanden, ein pensionierter und ein amtierender Regierungspräsident, die häufigsten musikalischen Mitwirkenden im Studio und natürlich die Kollegen aus dem Hause selbst. Dazu heitere Beiträge, kleine Szenen, der Beitrag eines sehr guten Männerchores und natürlich ein ländliches Vesperbuffet. Ferner gehörten die



kirchlichen Vertreter, die für die religiösen Sendungen zuständig waren dazu. Diese Aufgabe war wieder mir zugefallen und ich war sehr einverstanden damit, denn Fragen der Religion hatten mich immer interessiert.

Es entstanden dauerhafte Kontakte und dass man sich dabei auch näher kam war selbstverständlich. Als

ich dann vorschlug, sich einmal außerhalb der Aufnahmetermine gemütlich zu treffen, stimmten alle zu. 1974 versammelte sich dieser Kreis am Nikolaustag zum ersten Mal bei mir und weil es ein gelungener Nachmittag und Abend wurde, war 1975 Wiederholung und

dann wurde dieser „Nikolaustreff“ ein alljährliches Wiedersehen mit heiteren und ernsten Gesprächen, mit Gedankenaustausch über Gott und die Welt und über alles was unterm Jahr aus Zeitmangel nicht beredet worden war. Der Nikolaustreff entwickelte rasch einen festen Ablauf, beginnend mit Kaffee und Kuchen, die Zeit bis zum Abendessen wurde mit einer „kalten Ente“ überbrückt (eine Flasche Weißwein, Saft von 1-2 Zitronen, eine Flasche Mineralwasser, eine Flasche Sekt) und gegen 19.30 Uhr gab es das Abendessen und wenn nötig, half mir immer einer der Anwesenden mit letzten Handgriffen. So wurde zum Beispiel die „Kalte Ente“ zur Spezialität von Pfarrer Michael Broch. Bei meinem Funk-Abschiedsabend dachte ich mit Bedauern, dass damit

wohl auch dieses Treffen sein Ende fände und freute mich sehr, als einer der Pfarrer fragte, ob damit auch der „Nikolaustag“ entfallen würde. „Von mir aus nicht, wir können ihn gern



fortsetzen, wenn Sie es wollen“. Sie wollten .-und so fand man sich bis 2001 einmal alljährlich anfangs Dezember bei mir zusammen.

Hier beende ich meine „Erinnerungen aus der Froschperspektive“, denn



ich bin in den Jahren angelangt, die Sie meine eventuellen Leserinnen und Leser selbst erlebt haben und noch erleben. Jetzt sollten Sie mit Ihren Erinnerungen beginnen!

Die Zeitgeschichte kennen ist eine Sache, aber darin gewesen zu sein –das ist es! Und dabei so viel „zufälliges“ Glück gehabt zu haben ist ein Grund „Gott sei Dank“ zu sagen.

Ihr glücklichen Augen

was je ihr gesehen,

es sei wie es wolle,

es war doch so schön

(J. W. von Goethe, Faust II „Lynkeus“.)